

Kunst: Schlechter Geschmack ist ein gutes Geschäft

Nummer 20 – 16. Mai 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCH



Demokratie, nein danke!

Staatsverträge ohne Volk: Der Machtkampf um die Schweizer Aussenpolitik.

Von Urs Paul Engeler und Philipp Gut

Unsere Jugoslawen

Wie sie die Schweiz verändert haben.

Von Lucien Scherrer

Teenager am Rande des Nervenzusammenbruchs

Immer verrückter, immer extremer: Gründe, Gegenmittel. *Von Andreas Kunz*

XF XJ XK



ATEMBERAUBEND SCHÖN. UNWIDERSTEHLICH EFFIZIENT. DER JAGUAR XF 2.2 DIESEL.

Erleben Sie den neuen JAGUAR XF und damit höchste Effizienz. Mit seiner neuen Optik, dem aufgewerteten Interieur und dem effizientesten Hightech-Motor aller Zeiten lässt er keine Wünsche offen. Geniessen Sie den grosszügigen Luxus, den Sie sich schon immer gewünscht haben, und das zu Konditionen, von denen Sie bisher nur träumen konnten.



Kompetenz und Dienstleistung
bei Ihrem JAGUAR-Fachmann.

Zum sensationellen Swiss Deal Preis: CHF 59 500.-*

- 8-Stufen-Automatik
- Stopp/Start-Technologie
- 5.4 Liter/100 km
- Energieeffizienz-Kategorie A
- 3 Jahre JAGUAR Free Service*

Erleben Sie jetzt bei Ihrem JAGUAR-Fachmann, wie lebendig Sie sich im JAGUAR XF fühlen können, und vereinbaren Sie noch heute eine Probefahrt.

JAGUAR.CH

HOW ALIVE ARE YOU?



*Abgebildetes Modell: XF 2.2-Liter-Diesel, 190 PS, CHF 59 500.-, Normverbrauch 5.4 l/100 km, CO₂-Emission 149 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 159 g/km), Effizienzklasse A. Swiss Deal: gültig vom 11.1.2012 bis auf Widerruf (Immatrikulationen in der Schweiz) auf den XF-Modellen des Modelljahrganges 2012. JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.

Intern

Das «Handbuch zur europäischen Bürgerbewegung», herausgegeben von den Grünen im Europäischen Parlament, lobt die Schweiz für die demokratischen Rechte ihrer Bürger zur Mitwirkung an der Aussenpolitik. «Das Referendum über internationale Verträge wurde 1921 eingeführt und 1977 und 2003 ausgebaut. Es erlaubt den Bürgerinnen und Bürgern, sich an aussenpolitischen Entscheidungen zu beteiligen», heisst es im «Handbuch». Jetzt, wo mit der Initiative «Staatsverträge vors Volk!» ein moderater Ausbau dieser Rechte ansteht, verweigern die Schweizer Grünen ihre Zustimmung – wie der Bundesrat und die



An der Landsgemeinde: Bundesrat Burkhalter.

überwältigende Mehrheit des Parlaments. Über internationale Verträge abzustimmen, überfordere die Bürger, so lautet der Tenor in Bern. Sind die Schweizerinnen und Schweizer wirklich zu dumm für die angeblich so «komplexen» Fragen? Oder geht es der politischen Kaste am 17. Juni nicht vielmehr darum, ihre angestammten Privilegien zu verteidigen? Wie kommt es, dass ausgerechnet in der Schweiz, die sich gern für ihre vorbildliche Demokratie lobt, nur politische Aussenseiter sich für eine moderate Erweiterung der Volksrechte starkmachen? Philipp Gut und Urs Paul Engeler analysieren in unserer Titelgeschichte die neue Furcht der Elite vor dem Volk. **Seite 18**

Den ersten Jugoslawen begegnete Lucien Scherrer auf dem Pausenhof: Die Flüchtlinge aus Serbien fielen unangenehm auf und nahmen kleineren Schülern den Ball weg. Man nannte sie «Tätschgrinde» und mochte sie

nicht, weil sie sich auf dem Fussballplatz breitmachten. In den letzten zwanzig Jahren sind rund 300 000 Menschen aus Ex-Jugoslawien in die Schweiz eingewandert. Ihr Ruf ist immer noch schlecht: Die «Jugos» gelten als gewalttätige Hinterwäldler. Dabei sind die meisten mittlerweile bestens integriert – besser als viele Italiener, die als lebensfrohe Südländer geschätzt werden. Warum haben es die «Jugos»



Einwanderer haben's schwer: Ivica Petrusic.

so schwer, warum mögen wir ihre Cevapcici weniger als die Pizza der Italiener? Unser Reporter hat mit Einwanderern gesprochen und überraschende Fakten zu den Ex-Jugoslawen in der Schweiz gesammelt. **Seite 28**

Diese Geschichte schockiert die Schweiz: Hans Ulrich R., ein bekennender Sadist (Spezialität: langes Auspeitschen und Kreuzigungen) bietet in einem einschlägigen Internetforum eine Frau und ihre Tochter zur Schlachtung und zum Verzehr an. Jetzt soll er dafür büssen: Das Bezirksgericht Winterthur hat ihn letzte Woche wegen versuchter Anstiftung zu vorsätzlichem Mord zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Lucien Scherrer sah vor Gericht einen 53-jährigen Mann, der keinen sympathischen Eindruck hinterliess: R. wirkte kalt und emotionslos, verstrickte sich in Widersprüche, und seine zur Schau gestellte Reue wirkte aufgesetzt. Doch seine Verurteilung steht auf tönernen Füüssen. Man wird den Eindruck nicht los, dass Hans Ulrich R. nachträglich für ein mutmassliches Fehlurteil büssen soll: 1988 hatte er eine Frau ermordet und geschändet, wurde aber lediglich wegen Raubmordes verurteilt. Reporter Scherrer und Kollege Alex Baur rollen den Fall nochmals auf. **Seite 24**

Ihre Weltwoche



Grosse
Erfahrung.
Junge Bank.
Starker
Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank
der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK



Konzert-Gala

Classical Gala im KKL Luzern

Die Philharmonie Baden-Baden und der Trompetenstar Gábor Boldoczki präsentieren ein Feuerwerk der Klassik. Gemeinsam bestreiten sie die diesjährige Classical Gala am Donnerstag, 27. September 2012, im KKL Luzern.

Der Ungar Gábor Boldoczki ist mit seinem Trompetenspiel die Ausnahmereignung seiner Generation. So verwundert es nicht, dass er als «würdiger Nachfolger» von Maurice André bezeichnet wird.

Im Programm der Classical Gala setzt er Glanzpunkte mit zwei berühmten und hochgeschätzten Trompetenkonzerten. Begleitet wird er von einem der vielseitigsten Ensembles der sinfonischen Musik. Die Philharmonie Baden-Baden gehört zu den ältesten und traditionsreichsten Orchestern Deutschlands.

Sie hat Brahms, Johann Strauss, Berlioz, Liszt, Richard Strauss und viele andere Komponisten als Dirigenten erlebt und Werke von ihnen uraufgeführt. Unter der Leitung ihres Chefdirigenten Pavel Baleff widmet sie sich in der Classical Gala vielfach verehrten Werken der klassischen Musik.

Konzertprogramm

Carl Maria von Weber
Ouvertüre zur Oper «Der Freischütz»

Johann Nepomuk Hummel
Konzert für Trompete und Orchester
Allegro con spirito – Andante – Rondo

Franz von Suppé
Ouvertüre zur Operette
«Ein Morgen, ein Mittag und ein Abend in Wien»

Hector Berlioz
Ungarischer Marsch

Alexander Arutiunian
Konzert für Trompete und Orchester
Andante – Allegro energico – Tempo primo
– Meno mosso – Allegro

Bedrich Smetana
«Die Moldau»
Sinfonische Dichtung aus dem Zyklus
«Mein Vaterland»

Programmänderungen vorbehalten

Weltwoche-Spezialangebot

Classical Gala

Philharmonie Baden-Baden
Solist: Gábor Boldoczki, Trompete
Dirigent: Pavel Baleff
Donnerstag, 27. September 2012, 19.30 Uhr

Konzerttickets um 20% reduziert

Kat. I	Fr. 112.–	statt Fr. 140.–
Kat. II	Fr. 104.–	statt Fr. 130.–
Kat. III	Fr. 96.–	statt Fr. 120.–
Kat. IV	Fr. 88.–	statt Fr. 110.–
Kat. V	Fr. 57.60	statt Fr. 72.–
Kat. VI	Fr. 39.20	statt Fr. 49.–

Veranstaltungsort

KKL Luzern, Konzertsaal

Bestellung/Vorverkauf

www.obrassoconcerts.ch/weltwoche
Tickethotline: Tel. 041 318 00 55
Bei Buchung Kennwort «Weltwoche»
erwähnen. Angebot ist nicht kumulierbar.
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter

Obrasso Classic Events
www.obrassoconcerts.ch

Offizieller Ticketverkauf ohne Weltwoche-
Rabatt über Obrasso Classic Events und
Ticketcorner

Staatl. finanz. Abtreibung

Der Bundesrat geht beim Gesundheitswesen in die falsche Richtung. Milliardenverluste bei J. P. Morgan. Von Roger Köppel

Kassenpflichtige Abtreibungen: Die Gesundheitskosten steigen laufend. Zu deren Bewältigung werden komplizierte Modelle erdacht, welche die Kosten senken sollen, indem sie die Freiheit der Patienten einschränken (Managed Care). Man ist sich bewusst, dass unser Gesundheitssystem im Kern daran krankt, dass alle Beteiligten am Ende kein wirkliches Interesse daran haben, dass es billiger wird. Ärzte, Pharmaindustrie und Spezialisten verdienen an den höheren Preisen mit. Der Staat beschäftigt ungezählte Beamte, die im immer byzantinischer werdenden Gesundheitsbereich benötigt werden. Die Patienten wiederum wollen verständlicherweise erstklassige Behandlungen, auch wenn die Prämien nicht reichen. Eine Ärztin formulierte es so: «Der Patient ist wie ein Autokäufer, der immer den Rolls-Royce will, auch wenn er sich nur einen Skoda leisten kann.»

Wir massen uns nicht an, eine einfache Lösung zu kennen, aber es ist schon erstaunlich, wie sehr sich der Bundesrat bemüht, das verfahren System noch zu verschlimmbessern, indem er lobenswerte Versuche, mehr Kostentransparenz und Eigenverantwortung ins Gesundheitswesen zu bringen, mit weltfremden Argumenten abwürgt. Letzte Woche empfahl die Landesregierung, die von einem überparteilichen Komitee lancierte Volksinitiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache» abzulehnen. Die Initianten wollen erreichen, dass die Grundversicherung den Schwangerschaftsabbruch nicht mehr deckt, ausgenommen bei Lebensgefahr der Mutter oder nach Vergewaltigungen. Niemand soll gezwungen werden, mit seinen Prämien die Abtreibungen anderer zu finanzieren. Gesundheitsminister Alain Berset opponierte stark: «Wollen wir wirklich, dass eine Frau ein Kind austrägt, nicht weil sie es wünscht, sondern weil ihr die Mittel für einen Eingriff fehlen?»

Warum ist der bundesrätliche Befund so enttäuschend? Weil er an einem brisanten Beispiel anschaulich macht, dass Eigenverantwortung in unserem Gesundheitswesen von oben schrittweise ausser Kraft gesetzt wird. Niemand bestreitet, dass unvorhersehbare Gesundheitsrisiken grundversichert werden sollen. Ebenso klar aber sollte es sein, dass man unvorsichtiges und fahrlässiges Handeln sel-



Man bekommt, was man subventioniert.

ber verantworten muss, vor allem dann, wenn die finanziellen Konsequenzen überschaubar sind. Schwangerschaften entstehen nicht aus heiterem Himmel. Es darf erwartet werden, dass ein Mann und eine Frau, die Sex, aber keine Kinder haben wollen, die entsprechenden Hilfsmittel vorbeugend anwenden. Wenn Abtreibungen durch die Grundversicherung gedeckt werden, entstehen automatisch falsche Anreize. Wer die Kosten seiner eigenen Fahrlässigkeit nicht tragen muss, wird eher zur Fahrlässigkeit neigen. Das ist kein zynischer Abgesang auf die menschliche Natur, sondern eine Erfahrungstatsache. Als in den USA Mitte der siebziger Jahre Sozialhilfe für alleinerziehende Mütter eingeführt wurde, nahm die Zahl alleinerziehender Mütter schlagartig zu. Man bekommt, was man subventioniert.

Der Bundesrat wendet ein, dass die absoluten Kosten der grundversicherten Abtreibungen in der Schweiz jährlich «nur» acht Millionen Franken betragen. Das sind gerade mal 0,03 Prozent der Gesamtausgaben der Grundversicherung. Der Bundesrat hat recht, aber er liegt falsch. Abtreibungen lassen sich durch Verhütung mühelos vermeiden. Es gibt keinen Grund, dass alle für die Leichtfertigkeit von wenigen zahlen müssen. Das ist nur möglich in einem Gesundheitswesen, dem der gesunde Menschenverstand abhandenkommt. Abtreibung ist Privatsache.

Banken ausser Kontrolle: Die Meldung löste mediale Schockwellen aus. Ende letzter Woche musste Jamie Dimon, Superstarbanker der Wall Street, Chef des Finanzgiganten J. P. Morgan Chase, den ungemütlichen Tatbestand erklären, weshalb die von ihm gesteuerte Bank in London einen Überraschungsverlust

von rund zwei Milliarden Dollar fabrizierte – weitere Abschreiber durchaus denkbar. Gespenstisch blieben die Begründungen: Anders als bei der UBS im letzten Herbst, als die Grossbank zwei Milliarden verlor, gab es keine kriminellen Handlungen. Die Milliarden wurden augenscheinlich nach allen Regeln der Kunst und des auf intakten mathematischen Modellen beruhenden Risikomanagements in den Sand gesetzt. So zumindest klingen die Darstellungen der Konzernspitze. Man war sich noch nicht einmal einig, ob die gewaltigen Summen durch Eigenhandel oder durch sogenannte Absicherungsgeschäfte vernichtet wurden. Dass J. P. Morgan den Verlust ohne weiteres verkraftet und dass die versenkten zwei Milliarden nicht einmal ein Prozent des fraglichen Londoner Portfolios ausmachen (360 Milliarden Dollar), vertieft das Gefühl der Fassungslosigkeit, das den berufstätigen Durchschnittsmenschen beim Anblick solcher Zahlen unweigerlich befallen muss.

J. P. Morgan galt als geradezu unfehlbare Bank. Ihr Chef Jamie Dimon avancierte während der Finanzkrise zum Helden, während andere Wall-Street-Ikonen serienweise vom Sockel stürzten. Dass der Hochgerühmte die Risiken in seiner eigenen Bilanz nun derart krass übersah, werden manche mit Schadenfreude registrieren. Beunruhigender allerdings ist die Frage, wieweit die Schweizer Grossbanken UBS und CS in ähnlichen Gefahrenzonen navigieren. Vermutlich halten beide Banken beträchtliche Positionen im Eigenhandel, der aufgrund der grossen Hebelwirkung Banken destabilisieren kann und damit die Steuerzahler abermals zur Bankenrettung heraufbeschwören würde. Welche Vorsichtsmassnahmen sind richtig? Warum taugen die mathematischen Risikomodelle nichts? Es ist sicher sinnvoll, wenn die Regulatoren über Einschränkungen oder Verbote des Eigenhandels für Banken nachdenken.

Ebenso wichtig aber wäre eine verschärfte Haftung für Verwaltungsräte. Nur dort, wo die obersten Gremien notfalls juristisch belangt werden können, wird sich das nötige Risikobewusstsein entwickeln. Wenn Verwaltungsräte von Banken, die im grossen Stil Kapitalvernichtung betreiben, von den Aktionären wegen ungetreuer Geschäftsführung wirksam eingeklagt werden können, werden sie sich eindringlicher um das Risikomanagement kümmern. Es wird nicht mehr vorkommen, dass Verwaltungsräte Geschäfte erlauben, deren Komplexität so gross ist, dass sie sie selber nicht mehr verstehen. Wer haftet, muss den Durchblick haben. Nur wer nicht haftet, kann sich undurchsichtige Geschäfte und einen Mangel an Übersicht erlauben. Es sind bewährte marktwirtschaftliche Prinzipien, mit denen sich das Unheil verborgen schlummernder Grossbankrisiken verhindern oder wenigstens vermindern liesse.



Glamourös: Pop-Künstler Jeff Koons. Seite 56



Idylle: Blumenmarkt in Amsterdam. Seite 36



Mit Vollgas voraus: Pubertierende. Seite 42



Volkes Wille: Schweizer Wählerin. Seite 18

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Es gibt mit Brüssel nichts zu verhandeln
- 9 **Im Auge** Daniel Barenboim, Dirigent und Fussballfan
- 10 **Fernsehen** Die SRG wird immer gefrässiger
- 10 **EU** Polen ist Europas Superstar
- 11 **Personenkontrolle** Bortoluzzi, Füglistaller, Stahl, Maurer, Henauer, Mülhauser, Reichen
- 11 **Nachruf** Vidal Sassoon, Starcoiffeur
- 12 **Wirtschaft** Politiker in Europa wollen nicht mehr sparen
- 13 **Ausland** Netanjahu dominiert Israels Politik
- 14 **Mörgeli** Herr Schwab und die Schwaben
- 14 **Bodenmann** Auch Grossbank-Söldner verbieten
- 15 **Medien** Dürfen Journalisten gleichzeitig Politiker sein?
- 15 **Kostenkontrolle** Fr. 233 000.– für ein Wanderweg-Handbuch
- 16 **Leserbriefe**/Darf man das?

Hintergrund

18 Demokratie, nein danke!

Regierung, Parlament, Parteien, Wirtschaftsverbände:
Die Elite des Landes kämpft mit Millionen gegen das Volk

- 20 **Schweiz** Economiesuisse macht Urnengänge lächerlich

22 Gut versorgt vom Staat

Wichtige Schweizer Politiker waren nie in der Privatwirtschaft

24 Eine tickende Bombe

Die Justiz tut sich schwer mit dem Sadisten Hans Ulrich R.

- 26 **Tessin** Der rebellische Regierungsrat Marco Borradori
- 27 **Gesundheitswesen** Plädoyer für Managed Care

28 Unsere Jugoslawen

Die Schweizer und ihre Einwanderer aus dem Balkan: Das ist auch nach mehr als zwanzig Jahren keine Liebesbeziehung

- 30 **Ethnologie** Loblied auf den Jugoslawen

32 «Ein Austritt ist unvorstellbar»

Jean-Claude Trichet über die Optionen für Griechenland

- 34 **Euro** Modell für eine neue Währung
- 35 **Währungsunion** Was passiert, wenn die Griechen austreten?

36 Paradies mit schlechtem Wetter

Die Niederlande als Vorbild eines fürsorglichen Staates

- 41 **Energie** Hoffnung auf eine neue Ressource

42 Teenager vor dem Nervenzusammenbruch

Die Pubertät beginnt immer früher – und dauert immer länger

44 Triumph des schlechten Geschmacks

Was schockiert, wird in der Kunstszene teuer gehandelt

46 Der Weg in den Süden

Zwischen 1400 und 1515 eroberten die Eidgenossen das Tessin



Die Chance, es zu schaffen, ist eins zu einer Million: Filmstar Scarlett Johansson. Seite 52

Interview

52 «Im Kino trage ich Schnurrbart»

Scarlett Johansson über weibliche Action-Helden, zu enge Lederanzüge und ihre Verkleidung, wenn sie ausgeht

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Stan Douglas, Foto- und Videokünstler

52 Bestseller

54 Jazz Marco von Orelli 6

55 Geschichte Schon die Indianer beuteten die Umwelt aus

56 Venus, Lokomotive und Wauwau

Der Weltkünstler Jeff Koons: ein durchtriebener Perfektionist des Oberflächlichen

58 Top 10

58 Kino «The Dictator»

59 Fernseh-Kritik Tatort «Skalpell»

60 Namen Carl Hirschmann wird Vater

61 MvH Meine Oase

61 Gesellschaft Mutter genug?

62 Kultur Sind Schweizer wirklich schlecht im Bett?

63 Die Besten Maskulin = Stahl + Platin

64 Wein The New Black Wine Cahors 2008

64 Thiel Der Franzose Holland

65 Auto Mercedes B Blue Efficiency Sports Tourer

66 Hochzeit Despina Agapitos und Mladen Petric

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Kari Kälin, Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearl Frisch (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise

oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung

der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine

Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut

*Damit Unternehmen
dort liquide sind,
wo sie es brauchen.
UBS Cash Management.*



Jetzt beraten lassen:
Telefon 0844 853 002
www.ubs.com/cashmanagement

**Cash Management und Zahlungsverkehr
sind unser Handwerk seit 1862.**

UBS Cash Management bietet ideale Lösungen für Geschäfte in der Schweiz und auf der ganzen Welt. Eine Vielzahl flexibler und transparenter Lösungen decken sämtliche individuellen Bedürfnisse bezüglich Cash-Übersicht, Cash-Bewegung, Cash-Anlage und System-Integration optimal ab. Vereinbaren Sie einen persönlichen Termin.

Wir werden nicht ruhen



Gasgefüllte Gummihüllen

Von Urs Paul Engeler — Die hektische Suche nach neuen Formen der Anlehnung an die EU schwächt die Schweiz. Es gibt mit Brüssel gar nichts zu verhandeln.



Nachhaltige Degeneration: EU-Botschafter Jones.

Mit Helium vollgepumpte Ballone verleiten die Menschen, auf den Tanz der bunten Blasen in die Wolken zu starren und den Boden aus den Augen zu verlieren, auf dem sie stehen und gehen. Aktuell wird dieses Spiel der Ablenkung europapolitisch praktiziert. In einer Hektik, die misstrauisch machen muss, lassen Bundesräte, Professoren und rührige Gruppierungen immer neue Vorschläge in die Lüfte steigen, wie die Schweiz sich mit der Europäischen Union (EU) institutionell innigst verschmelzen und gleichwohl souverän bleiben könne. Im Klartext geht es jedoch nur darum, wie den erpresserischen Forderungen der EU – die Übernahme des EU-Rechts sowie die Unterwerfung der Schweiz unter internationale Gerichte und Kommissionen – nachgegeben werden kann, ohne dass diese Kapitulation sofort als solche erkannt wird.

Darum sind alle diese Entwürfe auch so kompliziert. Der Bundesrat hat kürzlich verlautbart, dass er neue Abkommen mit der EU mit einer unabhängigen innerschweizerischen Instanz ergänzen möchte, die dann darüber richten soll, ob die Schweiz künftiges EU-Recht auch stets korrekt befolgt. Staatsrechtler Daniel Thüer hat als Gutachter gar drei Verschleierungsmodelle zur Übernahme des alten wie des neuen EU-Rechts entwickelt; sie reichen von einer zusätzlichen Europa-Kammer

am Bundesgericht bis zum Anschluss des Landes an das EWR-Gericht.

Diese Woche nun hat die umtriebige Jungmannschaft von «Foraus», laut Selbstdeklaration ein «Think-Tank für eine offene Aussenpolitik» und für ein «zeitgemässes Verständnis der Schweizer Neutralität», sich mit einem Entwurf gemeldet, welcher der Logik des 1992 abgelehnten EWR- und des immer brüchigeren Schengen-Vertrags folgt; es sollen ein hoher «Bilateraler Ausschuss» sowie eine hohe «Bilaterale Überwachungsbehörde (BILÜB)» als neue Kontrollure der Abkommen installiert werden.

Ruhen, schauen – und schweigen

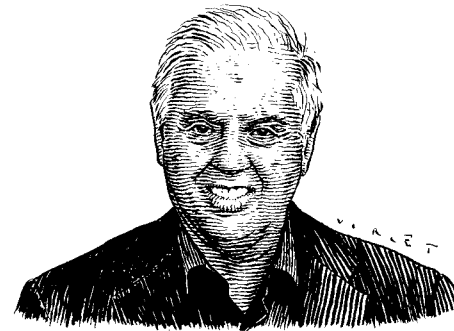
Zwar liefert das «Foraus»-Papier etwas mehr Klarheit als das bundesrätliche Gestotter. So erklärt es explizit, dass «der dynamischen Übernahme von EU-Recht durch die Schweiz Priorität» eingeräumt werde. Doch mit der Wahl der Adjektive «bilateral» verhüllt auch dieser Ansatz, dass alle diese Formen der raschen und vollständigen Übernahme des EU-Rechts nichts mehr mit der Idee der bilateralen Verträge zu tun haben, die beide Vertragsparteien – die EU und die Schweiz – als unabhängige und gleichwertige Partner anerkennen.

Die Ultimaten der EU – dies hat Richard Jones, der neue EU-Botschafter in der Schweiz, deutlich gesagt – laufen auf die zwangsweise Einführung des EWR oder auf eine Vorstufe des EU-Beitritts hinaus. Und sämtliche Schweizer Konstruktionen laufen genau darauf hinaus, diese Ultimaten zu akzeptieren und dem Volk schmackhaft zu machen. Jede anders lautende Behauptung ist unehrlich.

Die Geschäftigkeit der helvetischen Vor- und Nachdenker macht also nur dann Sinn, wenn deren wahres Ziel der alte EU-Beitritt ist, der mit Verspätung und über Umwege doch noch erreicht werden könnte. Wer hingegen die realen Interessen der Schweiz vertritt, der ruht, schaut und schweigt. Es ist kein einziges politisches Problem zu erkennen, das die Schweiz zwänge, irgendwelche Verhandlungen mit Brüssel zu eröffnen. Es ist zweitens eine nachhaltige Degeneration der grossen EU zur gebrechlichen Schuldengesellschaft zu beobachten, was zwar die aggressiven Töne anschwellen lässt, die Position der Schweiz aber nur stärkt.

Angesagt in Bern ist demnach nur geduldiges und standhaftes Nichtstun, bis die gasgefüllten Gummihüllen geplatzt sind.

Der Tiefschlag



Daniel Barenboim, Dirigent und Fussballfan.

Während die Politiker über einen Boykott der Europameisterschaftsspiele in der Ukraine schwadronieren, das heisst erwägen, dort nicht persönlich ihren Hintern auf die Tribüne zu setzen aus Protest gegen die Misshandlungen der inhaftierten Julia Timoschenko, ist ein weltberühmter Fussballfan in Katar zur unerwünschten Person erklärt worden. Und niemand schaut hin. Das Emirat Katar, der Riesenzwerg mit den grössten Erdgasreserven des Planeten, hat den Dirigenten Daniel Barenboim und sein West-Eastern Divan Orchestra eingeladen. Der Wüstenstaat will im fernen Jahr 2022 in zwölf heruntergekühlten Konservenstadien die Weltmeisterschaft abwickeln, und der Fifa-Boss Sepp Blatter, ein Liebhaber der grossen Oper, ist jetzt schon ganz begeistert.

Das Eigengol, die Absage von drei Konzerten Barenboims, verfügte die absolute Monarchie des Emirs Hamad Bin Khalifa Al Thani, 59, obwohl der Dirigent vor einem Jahr in Doha Begeisterungstürme ausgelöst hatte. Der neu gefundene Grund: Barenboim sei «Zionist». In der Realität tritt der jüdische Musiker mit seinem israelisch-palästinensisch gemischten Orchester als Brückenbauer auf, aber auch in der Rolle des unerschrockenen Israel-Kritikers und Anwalts der Sache Palästinas. Die Boykottwaffe gegen Künstler ist ja nicht neu: Mitten im Kalten Krieg verweigerte die Zürcher Fremdenpolizei dem russischen Geiger David Oistrach die Einreise. Der Bannstrahl gegen Barenboim verrät Spannungsrisse hinter der futuristischen Kulisse Katars, Beobachter orten auch Widerstände gegen die fortschrittliche schöne Hauptfrau des Scheichs, Mouza Bint Nasser al-Missned, 50, die sichtbarste Frau des Orients.

Barenboim, der musikalische Leiter der Mailänder Scala, der Berliner Staatsoper und der Staatskapelle, ist als argentinischer Staatsbürger auch National-stolz-leidenschaftlicher Fussballer. Als pianistisches Wunderkind jagte er auf der Strasse in Buenos Aires dem Ball hinterher («Ich war sehr gut»), der Vater schickte ihn sogar zum Boxen, um ihn abzuhärten. Auch gegen Tiefschläge. *Peter Hartmann*

SRG-Monster

Von Pia Reinacher — Immer dreister treibt das Schweizer Fernsehen sein Geld ein.

Staatliche und halbstaatliche Unternehmen optimieren neuerdings ihre Bilanz, indem sie die Bevölkerung auf verschleierte Wege rigoros zur Kasse bitten – zusätzlich zu den Steuerabgaben. Kaum hatte man zur Kenntnis genommen, dass die SBB treue Kunden kriminalisiert, indem sie für vergessene Tickets 90 Franken Busse einfordert und damit 2 Millionen pro Monat generiert, zog bereits die Post mit übertriebenen Gebühren für gewöhnliche Service-public-Leistungen nach.

Die SRG, beziehungsweise das zuständige Bundesamt für Kommunikation (Bakom) unter Bundesrätin Leuthard, schlagen jetzt alle Rekorde: Die eben in die Vernehmlassung geschickte Änderung des Radio- und Fernsehgesetzes sieht nicht nur vor, dass jeder Haushalt eine Abgabe für die SRG zahlen soll, sondern auch alle Unternehmen mit einem Umsatz von über 500 000 Franken – egal ob sie Radio und Fernsehen konsumieren oder nicht.

Patriotische Zuckergussrhetorik

Unter dem Deckmantel der digitalen Revolution macht sich die SRG daran, ihre Bilanz zu sanieren. Bereits die erzwungene Spitzen-Rundfunkgebühr von 462 Franken (europäischer Durchschnitt: 220 Franken) ist für den Normalverdiener eine Zumutung. Wie ein Familienvater mit einem monatlichen Bruttomedianlohn (z. B. im Tessin 5076 Franken) diese Gebühren aufbringen soll, bleibt das Geheimnis der angeblich familienfreundlichen CVP-Bundesrätin Doris Leuthard (Durchschnittsjahreslohn: 350 000 Franken).

Dass die SRG sich über die Unternehmen gleich doppelt finanzieren lassen will, ist schlicht intolerabel. Die patriotische Zuckergussrhetorik von Generaldirektor Roger de Weck, der das finanzielle Opfer gerne um des nationalen Zusammenhalts willen einfordert, macht es nicht besser. Ein kurzer Blick auf die Einschaltquoten und Marktanteile – nicht nur der politischen Flagg-Sendungen, sondern auch auf jene der Kultursendungen – zeigt, dass sich die SRG immer mehr im Krebsgang bewegt.

Es geht also nicht ums «Vaterland», sondern um eine immer gefräßigere SRG, die immer weniger konsumiert wird, die Privaten immer deutlicher kopiert und deren Service-public-Leistungen immer diffuser werden. Es ist nicht einzusehen, warum jetzt auch noch die privaten Unternehmer die SRG finanzieren sollen.

Europas Superstar

Von Pierre Heumann — Die Griechen sollten studieren, wie Polen zum erfolgreichsten Mitglied der Europäischen Union wurde. Das Land hat es ohne fremde Hilfe zu Wohlstand gebracht.

Krisengeplagte EU-Nationen haben einen Lehrmeister, der ihnen den Weg aus der Misere zeigt: Polen. Dem Land, einst unter der Knute der UdSSR, gelang der Übergang von der verkrusteten Planwirtschaft zur modernen Marktwirtschaft. Die polnische Wirtschaft ist heute der Star in der EU. In den Jahren 2005 bis 2010 wuchs sie um durchschnittlich 4,7 Prozent, während es die 27 EU-Staaten auf lediglich 0,9 Prozent brachten. Im vergangenen Jahr legte Polen ein Wachstum von 4 Prozent hin, die EU schaffte bloss 1,6 Prozent. Zu Recht spricht man in Warschau von einem «zivilisatorischen Sprung».

Der Erfolg wurde den Polen nicht geschenkt. Sie verdanken ihn der Schocktherapie, die ihnen ihr erster Finanzminister nach dem Zerfall des Sowjetreiches verschrieben hatte. Damals betrug die Schulden 50 Milliarden Dollar, was zwei Dritteln des Sozialprodukts entsprach. Die Preise galoppierten in beängstigendem Tempo auf 250 Prozent des Ausgangswerts, das Volkseinkommen und die Produktivität waren rückläufig.

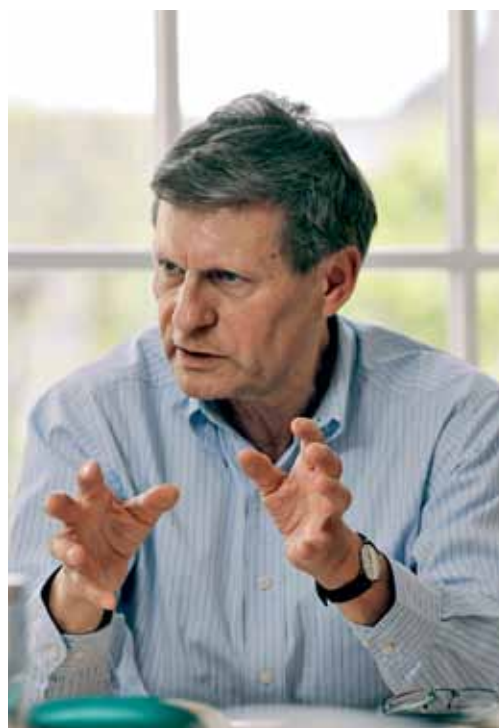
In dieser desolaten Situation verpasste Leszek Balcerowicz, der Finanzminister, dem Land eine radikale, neoliberale Kur. Er ging zunächst die Inflation an, indem er die Zinssätze an hob. Der Regierung erlaubte er nicht mehr, das Budgetdefizit zu finanzieren. Dieses

reduzierte er massiv, indem er Subventionen zusammenstrich, Steuerfreibeträge abschaffte und hart gegen Fiskalbetrüger vorging. Dann mussten sich die Polen daran gewöhnen, dass fast alle Preiskontrollen abgeschafft wurden. Wohnungsmieten und Benzinpreise näherten sich in kürzester Zeit einem Niveau, das den Marktverhältnissen entsprach.

Den Aufstieg schuf Polen aus eigener Kraft. Warschau forderte keinen Rettungsschirm, erhielt aus Brüssel lediglich Gelder für die Entwicklung der Infrastruktur in den ländlichen Regionen. Was auch heisst: Es gab keine Geschenke. Balcerowicz führte eine Schuldenbremse ein, verschärfte die Bedingungen für Wohnbalkredite. Der Zloty wurde mehrfach und massiv abgewertet, damit polnische Produkte auf den Weltmärkten konkurrenzfähig wurden. Die polnische Regierung ruht nicht. Als Beitrag an die Reduktion der Staatsschulden sollen die Bürger künftig erst mit 65 Jahren in die Pension gehen.

Ein Aufschrei ging zunächst durchs Land: Die Massnahmen seien unsozial. Balcerowicz mutete seinen Landsleuten in der Tat eine brutale Kur zu. Polen rutschte in eine Rezession, die Einkommen sanken massiv, die Arbeitslosigkeit stieg rasant an, und viele Polen suchten im Ausland einen Job. Doch Balcerowicz liess nicht locker: Konsequenter schüttelte er die wirtschaftspolitischen Altlasten des Kommunismus ab. Jeder Pole, der heute älter als 25 ist, kann sich an mindestens drei Austeritätsphasen erinnern. Die letzte begann vor zehn Jahren, als sich Warschau auf die Mitgliedschaft in der EU vorbereitete.

Doch die Rosskur hat sich gelohnt. Bereits zwölf Jahre nach Einführung der neoliberalen Politik war Polen 50 Prozent reicher als in der kommunistischen Ära. Einst Synonym für Schlendrian und tiefe Produktivität sowie als rückständiges Agrarland verschrien, ist Polen heute das erfolgreichste Land in der EU. Ein Gang durch polnische Städte zeigt es: Mittelständische Unternehmen florieren, ausländische Firmen haben sich niedergelassen und produzieren vor Ort. Aber Balcerowicz, der bis 2007 Chef der polnischen Nationalbank war und heute über Ökonomie doziert, will nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Sein Land werde Deutschland eines Tages einholen, sagte er in einer Fernsehdebatte voraus. Ob das in zwanzig oder eher in fünfzig Jahren geschehen werde – hiezu wollte er sich allerdings nicht festlegen.



Schocktherapie: Ex-Finanzminister Balcerowicz.

Personenkontrolle

Bortoluzzi, Füglistaller, Stahl, Maurer, Henauer, Mülhauser, Reichen

Es war für den *Sonntagsblick* ein gefundenes Fressen: «Ich bleibe aus Rache», zitierte die Boulevardzeitung den SVP-Nationalrat **Toni Bortoluzzi**, nachdem dieser sich bei der Managed-Care-Vorlage mit seiner Partei überworfen hatte. Bortoluzzi bleibe jetzt doch bis zum Ende der Legislatur in Bern, obwohl er sich eigentlich frühzeitig zurückziehen wollte. Es war nicht das erste Mal, dass sich der Zürcher Schreinermeister mit seiner Partei anlegte. Bereits im letzten Wahlkampf engagierte er sich im Kanton Aargau für den wilden Kandidaten **Lieni Füglistaller** – und gegen den Parteikollegen **Ueli Giezendanner**. Kurz darauf weibel-



Bauchmensch: SVP-Nationalrat Bortoluzzi.

te er in der Bundeshausfraktion für **Jürg Stahl** als Fraktionspräsidenten – und gegen den Kandidaten der Mehrheit, Nationalrat **Adrian Amstutz**. Was ist los mit Bortoluzzi? Ist er neidisch auf die Medienpräsenz von Dauerabweichler **This Jenny**? Auf Anfrage sagt Bortoluzzi, dass er sich in den Fällen Stahl und Füglistaller für Kollegen eingesetzt habe, und bei Managed Care sei es «erschütternd», wie wenig seine Kollegen Bescheid wüssten. «Am liebsten entscheide ich halt immer noch alleine über meinen Bauch», sagt Bortoluzzi. «Und der ist bekanntlich gross genug.» (aku)

Die neuen Zahlen über die stellungspflichtigen Schweizer Männer waren dramatisch. Im April schaltete das Bundesamt für Sport (Baspo) die Ergebnisse der Rekrutierung 2011 auf. Im Vergleich zum Vorjahr waren die jungen Männer im Schnitt von 178,1 auf 168,8 Zentimeter geschrumpft. Den Titel Chef der «kleinsten Armee der Welt» könnte Verteidigungsminister **Ueli Maurer** damit wohl niemand streitig machen. Doch so weit kommt es nicht. Die stellungspflichtigen Ausgabe 2011 sind keine Kleinwüchsigen. Auf Nachfrage gibt das Baspo Entwarnung. Beim Errechnen der Mittelwerte mit dem Computer sei ganz offensichtlich ein Fehler unterlaufen, sagt Sprecher **Kurt Henauer**.



Schrumpfende Rekruten: Armeechef Maurer.

Mittlerweile sind die Daten korrigiert: Die Aushebung 2011 befördert keine Zwerge in die Armee. Die Männer waren durchschnittlich 178,2 Zentimeter gross. (kk)

Philipp Mülhauser ist «Sachbearbeiter Lohnbuch» beim Amt für Wirtschaft und Arbeit des Kantons Zürich (AWA). Jährlich trägt der fleissige Bürokrat auf Kosten des Steuerzahlers auf knapp 700 Seiten die Mindestlöhne sowie die orts- und berufsüblichen Löhne für alle Branchen zusammen. Der Zweck laut Text auf dem Umschlag: Das Lohnbuch «liefert die Basis, um faire Lohnbedingungen zu fördern und Unterbietungen der Löhne entgegenzuwirken». Besonders elegant umgeht das AWA jedoch selber den Mindestlohn in der Druckereibranche (4500 Franken für einen gelernten Drucktechniker): Das Zürcher Volkswirtschaftsdepartement (respektive der Orell-Füssli-Verlag) lässt bei «fgb – freiburger graphische betriebe» in Deutschland drucken. Hier verdient ein ausgebildeter Drucker nach Tarifvertrag rund 2300 Euro – mehr als ein Drittel weniger als sein Schweizer Kollege. (fsc)

Seit die *Weltwoche* im März mit ihrer Titelstory «Die Griechen der Schweiz. Warum die Romands weniger arbeiten und höhere Renten beziehen» in der Westschweiz für Aufregung gesorgt hat, sind die welschen Journalisten gefordert, bestätigt **Philippe Reichen**, Roman die-Korrespondent des *Tages-Anzeigers*. Sobald sie eine kritische Frage stellten, antworteten die Politiker: «Vous allez me *welschwoching*?» In der Romandie ist der Titel dieser Publikation zum Synonym für kritischen Journalismus geworden. (aku)



«Welschwoching»: Journalist Reichen.

Nachruf



Kurz und perfekt: Starcoiffeur Sassoon.

Vidal Sassoon (1928–2012) — Er hat für die Köpfe der Frauen mehr getan als die Gleichstellungsbüros. Wer das bezweifelt, hat noch nie auf Lockenwicklern geschlafen. Dieser Tortur unterwarfen sich bis in die sechziger Jahre Millionen von Frauen, um gerädert, aber adrett gewellt den neuen Tag anzugehen. Oder sie toupierten ihr Haar zu einem Bienenkorb hoch und verklebten ihn bisensfest mit Haarspray. Frauenhaare anzufassen, war damals keine Freude. Bis Vidal Sassoon kam, ein drahtiger Londoner Coiffeur mit dem ewig jungen Gesicht eines Lehrlings. Er verbannte Messer und Haarlack aus seinem Salon und schnitt die Haare seiner Kundinnen mit der Schere so kurz und perfekt, dass sie auch drei Wochen später noch genau so aussahen. Dank Sassoon entdeckten Frauen, dass eine Frisur etwas Weiches, lässig Fallendes sein kann, das sich bei Bedarf auch unbeschadet raufen lässt.

Sassoons leicht geometrischer Look, Bob genannt, machte weltweit Furore. Mary Quant, die mit dem Minirock gerade die Frauenmode revolutionierte, trug ihn genauso wie Twiggy, das dürre Supermodel. Als die junge Mia Farrow, damals mit Frank Sinatra verheiratet, sich nach einem Ehestreit 1968 mit der Schere die langen Haare zerschnippte, rief Roman Polanski, der gerade mit ihr «Rosemary's Baby» drehte, seinen Freund Sassoon zu Hilfe. Farrows Haarschnitt war eine Sensation. Heute tragen ihn Halle Berry oder Emma Watson, und niemand denkt dabei mehr an Vidal Sassoon. Aber dass er uns von der Helmstarre befreit hat, sollten wir ihm nicht vergessen. Sassoon verstarb letzte Woche 84-jährig in Los Angeles. *Beatrice Schlag*

**Jetzt
exklusiv für
Weltwoche-
Leser!**



Als Abonnent/-in
der Weltwoche
jetzt TV-Star

**CHF 60.-
günstiger.**

**TV-Star –
Ihre Schweizer Fernseh-Stars**

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

**Jetzt bestellen und
CHF 60.- sparen:
Telefon 043 444 57 01**



Wirtschaft

Neue Sicht aufs Mittelmeer

Von Silvio Borner — Politiker in Europa wollen nicht mehr sparen und setzen auf einen Wachstumskurs nach dem Vorbild der USA. Das wird nicht funktionieren.

Oberflächlich betrachtet scheint Europa auf den keynesianischen Expansionskurs der USA umzusteigen. Konservative, auf Sparkurs getrimmte Regierungen weichen links-progressiven Kräften, die auf einen Wachstumskurs umschwenken wollen. Frankreich ist die zweitgrösste Volkswirtschaft und der Hauptverbündete Deutschlands. Der neue Präsident Hollande muss schnell entscheiden, ob er sich auf den Weg zum Mittelmeer machen oder doch lieber unter den Fittichen des deutschen Adlers Zuflucht suchen will.

Der Schein trügt, die Politik der USA ist ökonomisch nicht besser, aber viel einfacher. Die Arbeitslosigkeit und die öffentliche Verschuldung sind ebenfalls sehr hoch, aber bleiben hinter den Spitzenwerten der Problemfälle in der EU zurück. Zudem ist die Verschuldung, ob intern oder extern, in eigener Währung und daher potenziell durch Inflation aus der Welt zu schaffen. Ein ehemaliger Finanzminister der USA sagte es so: «Der Dollar ist unsere Währung, aber euer Problem.» In der EU würde Inflation die Lage drastisch verschärfen, weil sie die ohnehin nicht wettbewerbsfähigen Länder mit Teuerungsdruck, aber ohne Abwertungsoption noch mehr schwächen und Deutschland noch wettbewerbsfähiger machen würde. Zudem sind die Wachstumsperspektiven der USA besser. Dafür sprechen die Demografie, die hohe Innovationsdynamik, die erwerbsgetriebene Einwanderung und die liberalere Wirtschaftsordnung mit weniger sozialstaatlicher Entmündigung.

Washington ist weit weniger erpressbar

Die grössten Unterschiede gibt es aber im politischen System. Die USA haben eine föderalistische präsidentiale Demokratie mit vielen *checks and balances*, aber trotzdem einem hohen Grad an nationaler Konsistenz und institutioneller Kontinuität. Europa hingegen hat höchstens eine bürokratische Elite in Brüssel und nationale Regierungen, denen das Hemd näher liegt als der Rock. Die Währung wird nicht von einer gemeinsamen fiskalischen Zuständigkeit und Verantwortung getragen. Die Durchsetzungsfähigkeit sowohl der Europäischen Zentralbank (EZB) wie der EU-Kommission ist in zentralen Fragen nicht gegeben. Wenn also die EZB Staatstitel aufkauft, entlastet sie damit die Steuerzahler in den betroffe-

nen Ländern, aber zu Lasten anderer, vor allem deutscher Steuerzahler. Amerikaner müssen solidarisch für die (angeblichen) Wachstumsimpulse ihrer Bundesregierung geradestehen, jedoch nicht zum Beispiel die New Yorker für die Kalifornier. Wohlstandsunterschiede und Wachstumstempora verschiedener Regionen sind ebenfalls erheblich. Aber Preise und Löhne passen sich relativ flexibel an. Oder die Leute sind hochmobil und verlassen schwächelnde Regionen schnell. Zudem übt der Bundeshaushalt eine Ausgleichsfunktion aus, wenngleich nicht in einem so starken Masse wie etwa in der Schweiz. Und last, but not least sind die Verhältnisse für den Bailout einzelner Städte oder gar Gliedstaaten klar und glaubwürdig geregelt. Es gibt keinen, wie die Stadt New York bitter erfahren musste – und hat die richtigen Lehren daraus gezogen. Der Präsident hat General Motors und Chrysler mit Staatsgeld gerettet und einzelnen Banken



damit über die Runden geholfen. Erstaunlich ist, wie rasch der amerikanische Staat ohne Verluste wieder aussteigen konnte. Aber niemals wäre es vorstellbar gewesen, den Staat Michigan zu retten, wie die EU Griechenland zu retten versucht. Washington ist weit weniger erpressbar als Brüssel oder Berlin.

Die USA sind heute so polarisiert wie seit dem Bürgerkrieg nicht mehr. Trotzdem ist die politische Einheit nicht gefährdet, weil die nationalstaatliche Organisation und die freiheitliche Wirtschaftsordnung in ihrem Kerngehalt nicht in Frage gestellt werden. Die Frage der Sezession ist mit einem Bürgerkrieg beendet worden, der weit mehr amerikanische Tote forderte als der Zweite Weltkrieg. Als der sogenannte Dust Bowl in den dreissiger Jahren den Mittleren Westen heimsuchte, suchten Hunderttausende das Weite. All dies ist tief im amerikanischen Bewusstsein verhaftet.

Europa hat vieles gut gemacht auf dem Weg zu einer friedensbasierten Vereinigung. Die politisch motivierte, aber ökonomisch nicht fundierte Einheitswährung gefährdet diesen historischen Prozess. Eine Währungssezession muss deshalb in der EU eine Option bleiben. Die politische Union mit einer zentralisierten Fiskalhoheit kann nicht auf dem Schleichweg der Währungsunion angepeilt werden. Im Gegenteil, sie gefährdet den erreichten Zwischenstand.

Netanjahu dominiert Israels Politik

Von Hansrudolf Kamer — Der israelische Premier hält sich länger im Amt als erwartet. Er nutzt die Zeit, um seine politische Basis zu verbreitern. Nun hat Netanjahu freie Hand – aber wofür?



Während in vielen Ländern die politische Führung wackelt, bleibt sie in Israel stabil. Gewöhnlich ist es genau umgekehrt. Der Grund dafür ist klar: Der Judenstaat kennt seit seiner Gründung nur Koalitionsregierungen. Diese sind mehr oder weniger links oder rechts, manchmal religiös eingefärbt. Ihre Heterogenität macht sie kurzlebig. Mehr als zwei Jahre halten sie selten zusammen, bevor sie zerfallen und in neuer Inkarnation wieder entstehen.

Als Benjamin Netanjahu am 31. März 2009 seine zweite Regierung ins Amt einführte, wettete kaum jemand auf ihn. Er galt als *maverick* und war am Ende seiner ersten Regierungsperiode Anfang 1999 durch ein Misstrauensvotum in der Knesset gestürzt worden. Monate vorher hatte er einige Anfängerfehler begangen, die ihm zum Verhängnis geworden waren.

Inzwischen hat er gelernt. Letzte Woche überraschte er nicht nur den politischen Kosmos Israel, sondern löste bis nach Washington Erstaunen aus, als er die für September vorgesehenen Neuwahlen abblies und stattdessen die grösste Oppositionspartei, die Kadima, in die Regierung aufnahm. Nun verfügt Netanjahu nicht nur über eine komfortable Mehrheit in der Knesset, die grösste seit der Staatsgründung, sondern auch über politischen Spielraum, der ihm bis über die amerikanischen Wahlen im Herbst hinweghilft.

Inzwischen hat er gelernt. Letzte Woche überraschte er nicht nur den politischen Kosmos Israel, sondern löste bis nach Washington Erstaunen aus, als er die für September vorgesehenen Neuwahlen abblies und stattdessen die grösste Oppositionspartei, die Kadima, in die Regierung aufnahm. Nun verfügt Netanjahu nicht nur über eine komfortable Mehrheit in der Knesset, die grösste seit der Staatsgründung, sondern auch über politischen Spielraum, der ihm bis über die amerikanischen Wahlen im Herbst hinweghilft.

Strategie gegen Splittergruppen

Netanjahu hätte die Neuwahlen vermutlich gewonnen. Weshalb entschied er sich für eine Variante, die ihm bis zum Ende der regulären Amtszeit nur achtzehn Monate gibt, während ein Wahlsieg vier Jahre eingebracht hätte? Die beiden Führer der starken Parteien in der Regierung, Netanjahu für den Likud und Schaul Mofas für die Kadima, nannten innenpolitische Gründe für ihr insgeheim eingefädelt Zusammengehen.

Für Mofas war das Motiv eindeutig: Nach Meinungsumfragen wäre die Kadima bei den vorgezogenen Wahlen vernichtend geschlagen worden. Nun kann sie darauf hoffen, sich etwas zu erholen. Netanjahus Motiv lautet,

dass er in Israel vor den nächsten Wahlen einiges verändern will. Politische Reformen kann er nur durchsetzen, wenn er die Regierungsbasis zur Mitte hin verbreitert.

Mit Hilfe der Kadima will er Ausnahmebestimmungen abschaffen, die ultraorthodoxe Studenten (die Haredi) vom Militärdienst befreien. Diese Zugeständnisse waren vom ersten israelischen Regierungschef David Ben-Gurion einer damals kleinen Schar bewilligt worden, die nicht ins Gewicht fiel. Heute tummeln sich in dieser Kategorie der Wehrdienstbefreiten mehrere Zehntausend! Ausserdem soll ein neues Wahlgesetz den Einfluss kleiner Splittergruppen reduzieren.

Netanjahu hat nun auch mehr aussenpolitische Handlungsfreiheit. Seit Jahresanfang äussern sich er und Verteidigungsminister Barak in einer Weise, die einen israelischen Militärschlag auf iranische Atomanlagen früher oder später erwarten lassen. Dass Spekulationen und Bedrohungsszenarien in diese Richtung gehen, kommt ihnen nicht ungelegen. Sie sollen in erster Linie die Verhandlungen beschleunigen, die die 5+1-Gruppe – die fünf Uno-Vetomächte plus Deutschland – mit dem Iran über das Atomprogramm wiederaufgenommen haben.

Die Strategie, den Iran diplomatisch und mit Sanktionen weiczuklopfen, um einen Mili-

tärschlag vermeiden zu können, ist de facto immer noch Netanjahus Präferenz. Sie ist allerdings zeitlich befristet. Und dieser Strategie lief zuwider, dass in Israel und im Ausland der Eindruck entstand, Netanjahus Iran-Politik treffe auf wachsenden Widerstand. Zwei ehemalige Chefs der Nachrichtendienste Mossad und Schin Bet hatten scharfe Kritik an der Politik und einem «messianischen Führungsstil» Netanjahus und Baraks geübt. Die Vorwürfe wurden sogleich begierig aufgegriffen.

Obama gehorcht der Not

Die beiden Geheimdienstgrössen hatten auch die palästinensischen Argumente übernommen, dass Netanjahu die Verhandlungen mit Machmud Abbas sabotiere. Abbas will angesichts dieser «Blockade» seine Uno-Initiative reaktivieren und setzt damit seinerseits Washington unter Druck. Das alte Spiel kommt in Gang.

Der amerikanische Präsident Barack Obama will aber überhaupt alles vermeiden, was seinen Wahlkampf stören könnte. Dies, obwohl seine Auffassungen bezüglich «Friedensprozess» näher bei Abbas als bei Netanjahu liegen und er sich gerne die Friedenskrone aufsetzen würde. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, hat Obama indes die Militärhilfe an Israel aufgestockt.

Bei Netanjahu laufen die Fäden zusammen. Er kann enge Beziehungen mit Washington unterhalten, die Siedlungspolitik am Jordan-Westufer weiterführen oder bremsen, Verhandlungen mit den Palästinensern führen oder vermeiden, den Iran bedrohen, um die Sanktionspolitik zu verschärfen, und, nebenbei, auch die israelische Innenpolitik dominieren. Mehr muss er zurzeit nicht tun. Die Lage hat sich zu seinen Gunsten entwickelt. ○



Begierig aufgegriffene Vorwürfe: Ministerpräsident Netanyahu.

Herr Schwab und die Schwaben

Von Christoph Mörgeli

Flach, platt und dürrtig. So verläuft die Mediendebatte über die deutsche Zuwanderung. Den Gipfel der Torheit erreichte Ex-Moderator Dieter Moor, der unser Land mit Wörtern wie «Afghanistan Europas», «Bildungsmisere», «nie demokratiefähig», «nie freiheitswillig», «keine Geschichte» bedachte. Beunruhigend ist weniger, dass der erfolglose TV-Mann sein Geschichtsverständnis auf seinem norddeutschen Bio-Hof absondert. Beunruhigend ist, dass unser Monopolfernsehen diesen intellektuellen Tiefseetaucher jahrelang beschäftigt hat.

Die übrigen medialen Stellungnahmen waren fast so banal und oberflächlich. Der hiezulande veröffentlichte Durchschnitt gibt sich empört, beruhigend oder belehrend. Während die deutsche Journaille ihre Landsleute löwenhaft verteidigt, schreiben unsere Journalisten die Schweizer nieder. «Flüssiger, klüger, produktiver», urteilte in der *Weltwoche* Florian Schwab über die «Schwaben». Auf welche erhärteten Fleissigkeits-, Klugheits- oder Produktivitätsstudien er sich abstützt, bleibt Schwabs Geheimnis.

Damit wir in der Deutschendebatte nicht allzu sehr im Blauen herumschiffen, hier einige Zahlen: Von den 280 000 hiesigen Deutschen ist fast die Hälfte in den letzten fünf Jahren eingewandert. Die Arbeitslosigkeit – vor Einführung der Personenfreizügigkeit in der Schweiz fast inexistent – beträgt heute trotz guter Konjunktur 3,1 Prozent. Der Ausländeranteil bei den Arbeitslosen betrug 2009 noch 43,9 Prozent, heute sind es 46,3 Prozent. Der Arbeitslosenanteil der Deutschen ist konstant höher als jener der Schweizer. Zur Behauptung, unser Gesundheitswesen sei auf die Deutschen angewiesen, nur so viel: Im Jahr 2011 gab es 8493 Arbeitslose im Gesundheitswesen; fünf Jahre zuvor waren es noch 5277.

Seit Einführung der obligatorischen Krankenversicherung wurden netto 165 000 Deutsche versichert. Obligatorisch. Einheitlich. Flächendeckend. Sie beziehen ab dem ersten Tag volle Leistungen, ohne zuvor einen Rappen bezahlt zu haben. Wundern wir uns, wenn die Prämien explodieren? Statt die deutsche Zuwanderung auch diesbezüglich zu hinterfragen, soll die verfehlte Managed-Care-Vorlage uns braven, langjährigen Prämienzahlern die freie Arztwahl gründlich verteuern. Und verleiden. Fehlte ja noch, dass ich einen Arzt vorziehe, der schweizerdeutsch spricht.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Auch Grossbank-Söldner verbieten

Von Peter Bodenmann — 1849 untersagte die Schweiz die Reisläuferei für fremde Herren. Zu spät, aber immerhin.



Banken und Hedge-Funds sind die Gejagten: SNB-Präsident Jordan.

Eine eigene Währung kann ein Vorteil sein. Wenn die eigene Nationalbank die Interessen der realen Wirtschaft eines Landes verteidigt. Die Dänen können es. Die Norweger können es. Und die Schweden erst recht.

Jetzt stellt selbst der Internationale Währungsfonds fest: Der Schweizer Franken ist überbewertet. Richtig wäre ein Wechselkurs zwischen Fr. 1.32 und 1.40. So wie ihn Bundesrat Berset der Pharmaindustrie garantiert. Die Nationalbank kann einen Kurs von Fr. 1.40 locker durchsetzen. Und dabei Milliarden verdienen, statt Milliarden zu verlieren.

Denn die Banken und Hedge-Funds dieser Welt sind in unseren unsicheren Zeiten – wenn sie sich mit einer entschlossenen Schweizer Nationalbank anlegen – nicht die Jäger, sondern die Gejagten.

Warum machen Jordan und Co. nichts? Die Grossbanken – allen voran die UBS – haben die Schweizer Politik politisch längst wieder in ihren Sack gesteckt.

Die Rettung der UBS mittels Kriegsrecht war ein Verfassungsbruch erster Güte. Alle Schweizerinnen und Schweizer – von rechts bis links – wurden gezwungen, hohe Risiken einzugehen. Jetzt finanziert die eben erst gerettete UBS nur jene Parteien, die erstens ein Gesuch stellen. Und zweitens vor dem Deutschen Axel Weber in die Knie gehen und den Finanzkapitalismus anbeten.

Neu kontrolliert die UBS als Dessert die kleinste Bundesratspartei direkt. Martin Landolt berät beruflich die UBS in politischen Fragen. Er ist beruflich ein Söldner im Dienst dieser Grossbank. Und neu auch noch Präsident der BDP. Dank dem Präsidentenamt ist sein Marktwert für die von ausländischem Kapital kontrollierte Grossbank gestiegen. Gekaufte Parteien. Gekaufter Parteipräsident.

Die Banken haben mit ihren Analysten inzwischen auch die parastaatliche SRG endgültig gekapert. Jeden Tag geht uns irgendein Bankanalystenbubi auf einem der vielen De-Weck-Kanäle mit seinen Erklärungen auf den Wecker. Politische Bankenpropaganda auf Kosten aller Schweizerinnen und Schweizer. Verständlich, dass die Marktanteile der SRG schwinden wie die Gletscher in den Alpen. Bestes Beispiel: In der Sendung «Eco» plädierte Bundesrat Schneider-Ammann vor einigen Wochen für einen Euro-Kurs von Fr. 1.40. Die wirtschaftspolitisch inzwischen neoliberale SRG unternahm alles, um diese korrekte Forderung lächerlich zu machen und unter den Tisch zu wischen.

Die politische Reisläuferei zugunsten der ausländischen Grossbanken müsste geächtet werden. So wie die Schweiz 1849 die militärische Reisläuferei zugunsten fremder Kriegsherren verboten hat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Existenzfrage für Eunuchen

Von Kurt W. Zimmermann — Dürfen Journalisten gleichzeitig Politiker sein? Das ist eine rein kommerzielle Frage.

Der Presserat ist so etwas wie die Schweizer Medienpolizei. Er untersucht die Verfehlungen unserer Journalisten. Verfehlungen können sein, dass Journalisten in Privatsphären eindringen oder überspitzte Schlagzeilen dichten.

Besonders scharf urteilt der Presserat in der *mixed zone* von Exekutiven und Medien. Journalisten dürfen nach seiner Ansicht nicht Politiker sein. Parallele Tätigkeit in Politik und Medien sei «grundsätzlich nicht vereinbar».

Zuletzt traf der Bannstrahl den Zürcher SVP-Kantonsrat Claudio Zanetti, der zur *Basler Zeitung* wechseln wollte. Auch die Journalisten droschen auf ihn ein, statt den Quereinsteiger willkommen zu heissen. Zanetti, entnervt, zog sich zurück.

Aufgrund solcher Intoleranz gibt es leider nur noch wenige Journalisten in der helvetischen Milizpolitik. Rudolf Burger ist ein Beispiel. Er ist Gemeindepräsident von Bolligen und Redaktor beim *Bund*. Markus Merki, langjähriger Innerschweizer Korrespondent der *NZZ*, war FDP-Fraktionschef im Luzerner Parlament. Der *Weltwoche*-Journalist Peter Keller ist SVP-Nationalrat.

Zuvor war hundert Jahre lang erwünscht, dass Journalisten auch Parlamentarier waren. Chefredaktoren wie der Freisinnige Oscar Fritschi vom *Zürcher Oberländer*, der Christdemokrat Edgar Oehler von der *Ostschweiz* und der Sozialist Helmut Hubacher von der *Basler AZ* sassen wie selbstverständlich im Nationalrat.

Teilweise hielt sich diese Tradition bis heute. Auch heute hat niemand ein Problem, wenn SVP-Mann Ulrich Schlüer zugleich Chefredaktor der rechten *Schweizerzeit* ist. Niemand hat ein Problem, wenn Zürichs SP-Chef Koni Löpfle sein Leben lang Redaktor bei linken Blättern ist.

Das Problem besteht nur bei einem bestimmten Zeitungstyp. Das Problem besteht nur dort, wo Zeitungen überhaupt keine Haltung haben. Diesen Typus der politisch blutleeren Blätter nennt man Forumszeitungen. Es gibt sie seit zwanzig Jahren. Sie waren immer das Resultat von Zeitungsfusionen.

Offene Forumszeitungen, muss man wissen, entstanden nie aus publizistischen, politischen oder ethischen Überlegungen. Sie entstanden immer nur aus kommerziellem Kalkül.

1991 etwa fusionierten das liberale *Luzerner Tagblatt* und das katholische *Vaterland*. Weil man weder die liberalen noch die katholischen Leser verlieren wollte, gab es nur einen Aus-



Nicht willkommen: SVP-Kantonsrat Zanetti.

weg. Man verzichtete ab sofort auf eine politische Mission und wurde eine neutrale Forumszeitung. Genau so war es, als 1996 das fortschrittliche *Badener Tagblatt* und das konservative *Aargauer Tagblatt* fusionierten. Unter ökonomischem Druck musste man die fortschrittlichen wie die konservativen Leser dringend behalten. Also wurde man apolitisch.

Eine politische Stossrichtung ist in den Medien Gift für das Geschäft. Darum können Verleger von Forumszeitungen keine Journalisten gebrauchen, die sich in einem Parlament exponieren. Sie sind ein Businessrisiko. Nur Naivlinge wie der Presserat glauben, die Trennung von Medien und Politik sei stattdessen eine standesethische Frage.

Dürfen Journalisten Politiker sein? Die Ironie bei der Frage ist, dass die Frage sich nur bei jenen Zeitungen stellt, die gar keinen politischen Standpunkt haben. Es ist die Bedrohungslage der Eunuchen.

Zum Glück gibt es ein paar Blätter, die ihren Standpunkt nicht an der Garderobe abgeben haben. Sie sind keine Forumszeitungen, die es nur aus Umsatzgründen allen recht machen wollen. Darum akzeptieren sie auch, dass ihre Journalisten politische Akteure sein dürfen. Zu diesem Kreis gehören *NZZ*, *Basler Zeitung*, *Weltwoche* und *Der Bund*.

Hier fällt ein politisch engagierter Journalist nicht negativ auf.

233 000 Franken für ein Wanderweg-Handbuch

Von Alex Reichmuth

Über die Regulierungswut unserer Behörden reibt man sich immer wieder die Augen. So gibt es ein Bundesgesetz über Fuss- und Wanderwege. Dieses regelt, dass die Kantone ihre Wanderwege «mit denjenigen der Nachbarkantone sowie mit den raumwirksamen Tätigkeiten der Kantone und des Bundes» koordinieren müssen. Und dass Bund und Kantone bei Wanderwegen «auch die Anliegen der Land- und Forstwirtschaft, des Natur- und Heimatschutzes sowie der Landesverteidigung» berücksichtigen sollen. Und dass für «angemessenen Ersatz durch vorhandene oder neu zu schaffende Wege» zu sorgen ist, falls «die in den Plänen enthaltenen Fuss- und Wanderwegnetze oder Teile davon aufgehoben werden».



Zur Ersatzpflicht für beeinträchtigte Wanderwege hat der Bund zusammen mit dem Verband Schweizer Wanderwege nun eine 68-seitige Vollzugshilfe publiziert. Anhand der Lektüre wird sofort klar, dass beim Wanderwegersatz (etwa infolge von Asphaltierung oder wegen zu viel Verkehr) zahllose juristische und behördliche Fallstricke drohen. Die gezeigten Schemata, wie die Ersatzpflicht beurteilt und die entsprechenden Baubewilligungsverfahren ablaufen müssen, sind verworren. Es gibt unzählige Stellen und Organisationen, die die Ersatzwilligen berücksichtigen müssen – etwa die Entscheidungsbehörden auf kommunaler, kantonaler und nationaler Ebene, die kantonalen Wanderweg-Fachstellen, die kantonalen Wanderwegfachorganisationen, die Wanderwegfachstelle des Bundes oder den Verband Schweizer Wanderwege.

Besonders heikel ist der Entscheid, ob ein neuer Wanderweg einen angemessenen Ersatz für einen aufgehobenen darstellt. Der neue Weg muss ähnlich attraktiv sein wie der alte. Er soll möglichst gefahrlos begehbar sein. Er darf keinen höheren Schwierigkeitsgrad als der alte aufweisen. Und seine Begehung darf nicht wesentlich länger dauern als die des alten Wegs. Warnend heisst es im Handbuch: «Vermeintliche Ersatzlösungen, bei denen absehbar ist, dass sie [von den Wanderern] nicht angenommen werden, sind abzulehnen.»

Die Vollzugshilfe, publiziert in drei Landessprachen, hat den Bund 233 000 Franken gekostet.

«Sind wir jetzt plötzlich die Welschen im deutschsprachigen Raum?» Rainer Loretan



«Charmeoffensive»: Deutsche in der Schweiz.

Lobgesang

Nr. 19 – «Deutsche schlagen Schweizer»; Florian Schwab über die Zuwanderung

Wie viele andere Schweizer auch habe ich deutsche Freunde und nichts gegen unverzichtbare Arbeitskräfte. Aber was sollen der symbolträchtige, aufgepumpte, triumphierende Reichsadler mit einer schweizerischen Treichel als Trophäe im Raubtierschnabel und, vor einer Woche, der Lobgesang auf die grossen deutschen Dichter und Denker und jetzt der Hinweis auf die anscheinend so überlegenen, unbestritten tüchtigen Deutschen? Sind wir jetzt plötzlich die Welschen im deutschsprachigen Raum? Neben dieser grossen Charmeoffensive gehörte aber auch die Ausleuchtung der nicht nur aus der Luft gegriffenen Äusserungen Ricklis (übermässiger Zustrom, deutsche Seilschaften, billigere Arbeitskräfte usw.) dazu.

Rainer Loretan, per E-Mail

Ich finde nicht, dass die Deutschen die Schweizer schlagen. Unsere Nachbarn aus dem Norden sind nur forscher im Auftreten, sehr viel selbstbewusster und sind von ihrem Können so überzeugt, dass sie einfach überzeugen, obwohl sie es nicht besser machen als die Schweizer. So erlebe ich die Deutschen, und das seit meiner Kindheit.

V. Werder, per E-Mail

Zehn Jahre MvH

Nr. 19 – «Meine Ehrung»; Kolumne von Mark van Huisseling

Vor Monaten erlaubte ich mir, MvH zu kritisieren (sein Besuch bei Rochat in Crissier). Mein Text wurde nicht gedruckt. Heute bekomme ich wieder Mut durch Herrn Rudolf Matter. Ich würde dahingehend MvH (Zitat seiner Mutter: «Wer schimpft, der kauft») mit meines Vaters Worten entgegen: «Wer zehn Jahre MvH über sich ergehen lässt, sollte annullieren!» Frohlocken wir über Artikel von Beatrice Schlag, Hildegard Schwaninger und Andreas Thiel, die glücklicherweise am gleichen Horizont zu finden sind.

Martin Montfort, Chamoson

Irregeleitet oder skrupellos?

Nr. 19 – «Genosse harmlos»; Kari Kälin über Cédric Wermuth

Wenn man Wermuths Ansichten über die Schweizer Gesellschaftsordnung, die Banken oder den Kapitalismus liest, glaubt man, entweder einen Irregeleiteten oder einen skrupellosen Politprofi vor sich zu haben. Harmlos ist er nicht. Mit seinen jungen Jahren hat er es gelernt, Leute wie die Sozi-Ikonen Hubacher und Bodenmann weiterzuentwickeln. Er weiss die Zeichen der Zeit richtig einzuordnen und auf schweizerische Verhältnisse zu verdrehen. Gekonnt basiert er

seine Angriffe auf das liberale Demokratieverständnis und Wirtschaftsgebaren hiesiger Provenienz auf dem Versagen des euro-amerikanischen Bankensystems. Selbstverständlich verliert er keinen Gedanken an den dem EU-System inhärenten Mangel an basisdemokratischem Verständnis, die dort institutionalisierte Politiker- und Beamtenvetternwirtschaft oder die unter dem Deckmantel der sozialen Gerechtigkeit geübte Schuldenpolitik mancher EU-Staaten.

Er weiss auf der Klaviatur der Verhetzung von Meinungen zu Anstand, Wertverteidigung und Selbstverantwortung als Rechtsextremismus zu spielen. Nur seine Anhänger haben offensichtlich noch nicht gemerkt, dass er genau das propagiert, was viele EU-Politiker getan haben und immer noch tun, nämlich die Staaten mit exzessiven Sozialausgaben finanziell in den Abgrund zu ziehen, nur um die machterhaltenden und finanziellen Eigeninteressen der politischen Führungskliquen und von deren Adlaten zu Lasten der Massen der Steuerzahler zu zementieren. Wermuth spricht mit keinem Wort davon, dass solche «sozialen Errungenschaften», wie aktuell Griechenland zeigt, nicht nachhaltig sein können und von nachfolgenden Generationen mit existenzgefährdenden finanziellen Aufwendungen zu begleichen sind. Er weiss die Medien für sich einzuspannen, die geblendet sind von seinen provozierenden Auftritten und die damit ihre Verantwortung für eine ausgeglichene, gesellschaftsgerechte und staatstragende Informationspolitik verletzen. Jost Brändle, Baden Dättwil

SP-Nationalrat Wermuth ist beileibe kein harmloser Genosse. Es steht allen Parlamentariern zu, eine eigene Meinung und auch eigenes Gedankengut in die Beratungen einzubringen. Extreme Ansichten, die nur der eigenen Profilierung dienen, sind unangebracht. Das Schweizervolk hat einen EWR-Beitritt abgelehnt. Das bedeutet, dass auch Nationalrat Wermuth diesen Umstand respektieren muss. Es wäre auch besser, sich nicht so zu verhalten, als sei man der einzig Intelligente im Bundeshaus. Die extremen Meinungen, vor allem bezüglich Banken und EU, sind gefährlich. Zusammenfassend wäre es schade, wenn man künftig schreiben müsste: «Wolf im Schafspelz». Mit einer Doppelseite hat die Weltwoche dem Rednertalent tatsächlich eine grosszügige Plattform geboten.

Ulrich Kägi, Seon

Narrenfreiheit

Nr. 19 – «Der Präsidentin kurze Beine»; Urs Paul Engeler über Eveline Widmer-Schlumpf

Bundesrätin Widmer-Schlumpf hat Narrenfreiheit, einfach weil man die Blocher-Über-

winderin auf ihrem totalen Siegeszug nicht bremsen will. Sie ist aus Mitte-links-Sicht Jeanne d'Arc und Helvetia in einem. Widerspruch ist Majestätsbeleidigung. Die bürgerlichen Parteien erwachen hoffentlich noch rechtzeitig, bevor sie im Alleingang auch noch das Volk überwindet.

Martin Schwizer, Busswil

Höchstens die Bundesversammlung bei den nächsten Wahlen kann Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf stoppen. Weissgeldstrategie ist beschlossene Sache in der Schweizer Bankenbranche, auch für Kunden mit Domizil Schweiz. Einige Banken haben das schon eingeführt. Die anderen werden folgen.

Alfred Ritter, Basel

Was der Arbeitsmarkt braucht

Nr. 19 – «Lob der Lehre»;
Philipp Gut über die Berufsbildung
in der Schweiz

Da das Wissen grösstenteils aus akademischen und theoretischen Quellen angeeignet wird, kann aus lauter Theorie nicht werden, was der existierende Arbeitsmarkt braucht. Genau das ist der Unterschied zwischen einem gutausgebildeten Lehrabgänger und einem Akademiker. Manuel Hirzel, Adliswil

Jetzt auch noch Tipps

Nr. 19 – «Die rasende Lust der Frauen»;
Interview mit Paartherapeut Klaus Heer

Niemand bezweifelt, dass Pornografie schädlich sein kann. Aber warum sagt nie jemand etwas gegen die Schundromane, die Frauen massenweise verschlingen? Die sind ebenso schädlich. Pornografie und Schundromane sind bloss verschiedene Seiten derselben Münze: ein krankhafter Ersatz für etwas, was die Leute nicht finden können.

Andreas Kurt Richter, Bad Ragaz

Müssen Sie wirklich für eine solch derbe Pornoseite auch noch Werbung machen? Schlimm genug, dass wir unsere Kinder nicht mehr vor solchen Dingen schützen können. Jetzt kriegt man die Tipps dafür schon in der Weltwoche. Schade.

Michaela Schmidt, Greifensee

Korrigenda

Im Artikel «Deutsche schlagen Schweizer» (Nr. 19/12) wurde fälschlicherweise der deutsche Norbert Platt als Richemont-Chef bezeichnet. Er hat diese Funktion nur bis 2010 ausgeführt. Sein Nachfolger ist der Südafrikaner Johann Rupert. Zur Verwechslung hat geführt, dass Platts Handelsregistereintrag als Verwaltungsrat noch aktiv ist.

Die Bildunterschrift zum Artikel «Die vergessene Eiszeit» (Nr. 19/12) ist nicht korrekt. Auf dem Bild ist nicht eine Winterlandschaft im Glarnerland, sondern eine im st. gallischen Spitzmeilengebiet zu sehen. Wir entschuldigen uns für diese Fehler.

Die Redaktion

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf man sich nach dem Essen am Tisch, mit Blick in den Handspiegel, die Lippen nachziehen, die Nase pudern, oder muss man dafür in den Waschraum?

Johanna Huber, Worb

Es wäre so bequem: Sie hatten ein tolles Essen in einem schmucken Restaurant und möchten nach drei Gängen schnell kontrollieren, ob im Gesicht noch alles sitzt. Der Griff zum Handspiegelchen läge nahe. Doch leider muss ich Sie enttäuschen: Das Auffrischen des Make-ups bei Tisch ist laut Knigge verpönt – übrigens auch im Zug oder an einem anderen öffentlichen Ort. Eine kleine Ausnahme gibt es beim Lippennachziehen – das dürfen Sie im privaten Rahmen tun, wenn es kurz und schmerzlos geht. Das Schminktäschchen nicht im Bad, sondern am Tisch auszupacken, ist aber nicht die Sache der feinen Dame. «Der grosse Knigge» schreibt zum Schminken am Esstisch sogar: «Ein solches Auffrischen des Make-ups ist eine sehr deutliche Zurschaustellung der Weiblichkeit und kann sogar etwa von Männern als erotisches Signal empfunden werden.» Und das wollen wir ja nicht – wenigstens nicht beim Business-Lunch.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

KIRCHE IN NOT

Seit 60 Jahren im Dienste verfolgter Christen



CHRISTEN VON MAROKKO BIS IRAN - KONFRONTATION ODER ANNÄHERUNG?

Sonntag, 20. Mai 2012 -
Wallfahrt nach Maria Einsiedeln
mit Kardinal Kurt Koch

- 12.15 Hl. Messe in der Klosterkirche
 - 15.15 Podium im Dorfzentrum
„Christen von Marokko bis Iran -
Konfrontation oder Annäherung?“
Moderation: **Dr. Arnold Hottinger**
 - 17.15 Glaubens-Impuls für Jugendliche im
Kloster, anschliessend Abendessen
- www.kirche-in-not.ch

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse:
Redaktion Weltwoche,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Das Volk als unreife, wankelmütige Masse: Aussenminister Burkhalter an der Glarner Landsgemeinde, am 6. Mai 2012.

Könige, Kaiser, Bundesräte

Regierung, Parlament, Parteien, Wirtschaftsverbände: Die versammelte Elite des Landes kämpft mit Millionen gegen mehr Demokratie in der Aussenpolitik. Am 17. Juni wird abgestimmt. Die Argumente der Gegner sind die gleichen wie vor hundert Jahren. Das Volk stört nur. *Von Philipp Gut*

Die Regierung warnt. Wie kann man Aussenpolitik betreiben, wie kann man verhandeln und Beschlüsse fassen, wenn über allem der Vorbehalt eines Referendums schwebt, wenn das Volk das letzte Wort hat und am Ende womöglich wieder umstösst, was Bundesräte und Diplomaten in mühsamen Negoziationen ausgetüfelt haben? Man würde dahin gelangen, «dass man mit keinem Staate mehr einen Vertrag abschliessen könnte, dass die Gesetzgebung niemals zur Ruhe käme und dass die Exekutive völlig lahmgelegt würde», schreibt der Bundesrat. Man wäre kein verlässlicher und berechenbarer Partner mehr, die Glaubwürdigkeit des Landes stünde auf dem Spiel, man geriete «geradezu in eine lächerliche Position», heisst es im Bericht der Regierung.

Und weiter: «Man stelle sich den Eindruck vor, den im Ausland die, vielleicht wiederholte Ablehnung der Ratifikation der durch den Bun-

desrat abgeschlossenen und durch die eidgenössischen Räte genehmigten Staatsverträge, in Verbindung mit den im Referendumskampfe üblichen und unvermeidlichen öffentlichen Diskussionen, machen müsste!» Kurzum: Die Initiative für mehr Demokratie in der Aussenpolitik sei abzulehnen, schreiben die sieben Bundesräte, «weil wir die Ausdehnung der Volksrechte auf dem Gebiete unserer auswärtigen Beziehungen grundsätzlich nicht nur als nicht wünschbar, sondern geradezu als eine Gefahr für die internationale Stellung unseres Landes betrachten [...]». Das bundesrätliche Verdikt lässt sich in zwei Worten zusammenfassen: Das Volksbegehren, das bedeutende Staatsverträge dem Referendum unterstellen will, sei «schädlich» und «gefährlich».

Das schrieb der Bundesrat am 29. Mai 1914. Heute – genau: am 17. Juni 2012 – stimmen wir über ein ganz ähnliches Vorhaben ab. Damals

ging es um die Einführung des fakultativen Referendums bei bedeutsamen Staatsverträgen; heute, fast hundert Jahre später, geht es um eine kleine Erweiterung der direktdemokratischen Rechte. Neu sollen wichtige Staatsverträge dem obligatorischen Referendum unterstellt werden, Volk und Kantone sollen also immer dann zwingend mitentscheiden dürfen, wenn die Schweiz Verträge mit dem Ausland abschliesst, die weitreichende Folgen haben, etwa auch für die Rechtsetzung im Inland. So will es die Initiative «Für die Stärkung der Volksrechte in der Aussenpolitik (Staatsverträge vors Volk!)» der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns).

Und wie reagiert der Bundesrat? Genau wie vor hundert Jahren. Er lehnt die Initiative ab – mit denselben Argumenten wie seine Vorgänger anno 1914. Sie beschädige «die internationale Glaubwürdigkeit unseres Landes», beein-

trächtige dessen Handlungsfähigkeit und trage nicht dazu bei, die Schweiz «als zuverlässige und berechenbare Partnerin» erscheinen zu lassen, sagte Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) am 28. April 2012 vor den Mitgliedern der Auns. Das bundesrätliche Verdikt lässt sich in zwei Worten zusammenfassen: Das Volksbegehren, das bedeutende Staatsverträge dem (obligatorischen) Referendum unterstellen will, sei «schädlich» und «gefährlich».

Einheitsfront von oben

Die Regierung ist mit ihren hundertjährigen Vorbehalten nicht allein. Von links bis rechts, von den Gewerkschaften bis zu den Wirtschaftsverbänden, von SP-Präsident Christian Levrat bis zu FDP-Chef Philipp Müller, vom grünen Genfer Fundi Ueli Leuenberger bis zum Innerschweizer CVP-Rechtsausen Gerhard Pfister: In erstaunlicher Eintracht verbitet sich die versammelte Elite des Landes die Einmischung der Bürger in ausserpolitische Kernfragen. Bis Ende letzter Woche sind 144 National- und Ständeräte dem Gegenkomitee beigetreten – das sind die Dimensionen eines Schweizer Rekords.

Das Ringen ist einseitig: Während die marginale und überalterte Auns nach eigenen Angaben auf die mobilisierende Kraft von ein paar unentwegten und nimmermüden «Senioren» setzt, wirft der Spitzenverband der Wirtschaft, Economiesuisse, für die Gegenkampagne bis zu fünf Millionen Franken auf (siehe Artikel, Seite 20). Die CVP, die federführende Partei gegen den Demokratieausbau, versendet nahezu im Tagesrhythmus Communiqués gegen das Volksbegehren («Auns-Initiative führt zu unnötigen Leerläufen»). Was die Einheitsfront der Gegner von den aufmüpfigen Bürgern hält, die mehr demokratische Rechte einzufordern wagen, zeigt ein offizieller Videoclip der Initiativgegner: Ein Schweizer Bürger im Flaggenpullover, der gerne mitreden möchte, aber offensichtlich geistig und sprachlich limitiert ist, wird von einer autoritären Stimme aus dem Off belehrt, dass er irre.



Kampagne gegen den «Tubeli»-Schweizer.

Die Forderung nach mehr Mitsprache, so die Stimme aus dem Hintergrund, bringe «nicht mehr Demokratie», sie «schade» dieser vielmehr. Der rot-weiße Tubeli-Schweizer lässt sich leicht und rasch umdrehen. Am Ende hellt sich seine proletarisch raue Stimme auf, und er haucht in wunderschön angenehmem Tonfall: «Darum nein.»

Der Video-Werbespot ist Programm und Symbol zugleich: Er steht für den grossangelegten Versuch des Berner Polit-Establishments, den Bürgern weiszumachen, dass sie über «wichtige» internationale Fragen (so fordert es die Initiative) lieber nicht mitreden sollten (oder es eigentlich gar nicht wollten). Das sei nur aufwendig und mühsam und bringe nichts. Man traut es den Bürgern offensichtlich nicht zu, in ausserpolitischen Belangen stärker mitzubestimmen. Die «Überforderung des Stimmvolkes» wäre «immens», behauptete etwa die CVP-Aussenpolitikerin Kathy Riklin, die jüngst von sich reden machte, weil sie vom Bund eine Entschädigung für eine ausgedehnte Südamerikareise verlangte.

So viel warnende Einigkeit, so viel einträchtige Warnung machen stutzig: Woher kommt das Misstrauen der politischen Klasse gegenüber dem Volk? Warum sollte die direkte Demokratie in ausserpolitischen Fragen weniger Berechtigung haben als in anderen Bereichen des Staatswesens?

Etwas geht da nicht auf. Während der Bundesrat und die vereinigte Allianz der Gegner unablässig betonen, wie unnötig und überflüssig das Volksbegehren sei – Didier Burkhalter bezeichnete die Initiative als «ohne jeden realen Nutzen» –, bekämpfen sie es mit allen finanziellen und rhetorischen Mitteln. Entweder ist die Initiative «gefährlich und schädlich» – oder sie ist ein «unnützer Leerlauf». Aber ein brandgefährliches Nichts: Das ist ein hölzernes Eisen; das geht nicht.

Geringer Aufwand, tiefe Kosten

Betrachten wir die Argumente der Reihe nach. Bei Annahme der Initiative wäre mit grossem Mehraufwand, erheblichen Kosten und einer permanenten zeitlichen und geistigen Überforderung der Bürger zu rechnen, behaupten die Gegner. Wirklich?

Abgesehen von der durch nichts zu begründenden Arroganz, die aus solchen Aussagen spricht: Der Bundesrat widerlegt das Argument selber, indem er von «zwei oder drei» zusätzlichen Abstimmungsfragen pro Jahr ausgeht. Diese könnten mit andern Urnengängen zusammengelegt werden.

Auch in einem weiteren Punkt gibt es Entwarnung von unerwarteter Seite: Professor Daniel Kübler vom Zentrum für Demokratie Aarau kommt in einer von Economiesuisse in Auftrag gegebenen Studie zum Schluss, dass punkto Stimmeteiligung «kein negativer Zusammenhang mit der Anzahl Abstimmungs-



Lieber nicht mitreden: SP-Präsident Levrat.



Warnende Einigkeit: FDP-Chef Müller.

mungsvorlagen» bestehe. Damit verneint die Untersuchung die Suggestivfragen der Auftraggeberin («Wie wirkt sich die Durchführung von zusätzlichen Abstimmungen auf die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger aus? Führt eine Erhöhung der Anzahl Abstimmungen zu Abstimmungsmüdigkeit und somit zu einer sinkenden Stimmeteiligung?»).

Es zeige sich «im Gegenteil», schreibt Kübler, «dass bei einer grossen Anzahl Abstimmungsvorlagen pro Termin die Stimmeteiligung höher ist – denn dann ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass eine Vorlage dabei ist, die viele Stimmbürgerinnen und Stimmbürger mobilisiert». Auch eine «hohe Anzahl Abstimmungstermine pro Jahr» führe «nicht generell zu einer tieferen Stimmeteiligung». Und die Kosten? Selbst in dieser Frage widerspricht die Studie den Behauptungen des Gegenkomitees. Die «administrativen Mehrausgaben», heisst es darin, fielen «vergleichsweise gering» aus.

Wenn das alles nicht stimmt: Wo liegen dann die Gründe für die konzertierte Ablehnung eines Anliegens, das bei überzeugten Demokraten doch eigentlich eher auf Sympathie und Zustimmung stossen müsste? Fallen die technischen und finanziellen Einwände weg, bleibt der inhaltliche Kern. >>>

Ratschläge von Nichtwissern

Economiesuisse macht Urnengänge und Staatsverträge lächerlich. Das ist arrogant, falsch und kontraproduktiv. Von Urs Paul Engeler



Feldzug gegen mehr Basisdemokratie: Economiesuisse-Präsident Bühler.

Podiumsdiskussion an der Universität Basel: In seiner saloppen Art mokiert der örtliche SP-Nationalrat Beat Jans sich von oben herab über die Auns-Initiative: «Ich will doch nicht über die internationale Seerechtskonvention abstimmen müssen!» Was in diesem Staatsvertrag drinsteht, den das Parlament nach den Voten der Kommissionssprecher 2008 interesse- und fast wortlos durchgewinkt hat, sagt er den unten mitlächelnden Zuhörern nicht. Vielleicht, weil er es nicht weiss, vielleicht, weil er den Inhalt lieber nicht thematisieren will. Denn das revidierte Abkommen – die erste Version hatte die Schweiz nicht unterzeichnet – verbessert unter anderem die Aussichten der Industriestaaten erheblich, künftig die Bodenschätze auf dem Boden der Weltmeere abbauen zu können. Das ist ganz im Interesse von Schweizer Rohstoff-Multis; für Linke, Grüne und Drittweltaktivisten, die Glencore und Co. attackieren, hingegen ein brisantes Thema mit Potenzial. Merkwürdigerweise wollten und wollen sie es nicht auf die politische Agenda der Schweiz heben.

Jans ist zugutezuhalten, dass er das unpassende Beispiel, das er offenbar nicht so genau kennt, nicht selbst erfunden hat. Die Sprüche, die alle mit «Darüber will ich doch nicht abstimmen müssen...» beginnen und von anderen Parlamentariern repetiert

werden, hat der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse in Umlauf gebracht. Die systematische Verspottung der internationalen Verträge als lästige Pfifferlinge, die das niedere Volk wirklich nicht zu beschäftigen brauchen, ist das Kernstück der Kampagne gegen die Auns-Initiative. Bis zu fünf Millionen Franken, dies hat Economiesuisse-Präsident Gerold Bühler (FDP) bestätigt, lässt der mächtige Wirtschaftsverband sich den Feldzug gegen mehr Basisdemokratie kosten. Rote und Grüne sind mit an Bord.

«Einfach ein Beispiel unter vielen»

Unters Volk bringt Economiesuisse die Bagatellen-Botschaft mit «Testimonials» (deutsch etwa «Selbstzeugnisse»), welche derzeit die Ecken der Zeitungen verschönern. So beteuerte im *Blick am Abend* Bankberater Lukas Bissegger aus Langenthal, dass er doch nicht über den internationalen Vertrag über pflanzengenetische Ressourcen abstimmen müsse wolle. Eigenes Bekennen steckt in diesem Inserat allerdings kaum. Bissegger, Präsident der lokalen Jungfreisinnigen, weiss nicht, was im Abkommen überhaupt steht: «Habe ich nicht gelesen.» Er sei einfach gegen die Auns-Initiative und habe von der FDP einige Beispiele zur Auswahl bekommen und sich für diesen Text entschieden. (Der Vertrag regelt übrigens die für Forschung und Agro-Industrie sowie für die Entwicklungsländer kontroversen Fragen

des Besitzes und der Nutzung genetischen Materials.)

Sibylle Wasserfallen, Werbeleiterin mit eigener Firma, tritt in NZZ- und *Tages-Anzeiger*-Inseraten mit dem Bekenntnis in Erscheinung, keinesfalls über das internationale Übereinkommen zum Schutz von Pflanzenzüchtungen und über Änderungen des Sortenschutz- und Patentgesetzes abstimmen zu wollen. Warum sie ausgerechnet diesen Staatsvertrag als abschreckendes Beispiel gewählt hat, kann sie nicht erklären: «Das ist einfach ein Beispiel unter vielen.» Auch auf die Frage, warum es unnötig sei, sich darüber Gedanken zu machen, kommt nichts Präzises: «Wie gesagt, es ist einfach ein Beispiel. Stünde Umstrittenes darin, könnte man ja das Referendum ergreifen. Es gibt Fachgremien; und die hätten schon Alarm geschlagen, wenn etwas brisant wäre.»

Das Übereinkommen, das Werbeleiterin Wasserfallen, die auch politische Mandate hält, als politische Petitesse belächelt, baut die Rechte der Agro-Industrie und der Züchter an ihren neuentwickelten Pflanzen stark aus (kleinere Hürden für Patentierungen sowie längere Schutzfristen). In der Vernehmlassung hatten sechs Kantone und fünfzehn Organisationen diesen Ausbau der Eigentumsrechte der Forscher abgelehnt. Die Grünen und ein Teil der Linken wollten den Staatsvertrag im Parlament anfänglich kippen. Nach der Verabschiedung im Parlament versandete die Diskussion.

Wie die PR-Frau zur Botschafterin gegen mehr Demokratie geworden ist, verschweigt sie konsequent: «Darüber möchte ich nichts sagen.» Sibylle Wasserfallen ist die Ehefrau von Urs Wasserfallen, gemäss Selbstdeklaration «erfolgreich im Campaigning, seit 10 Jahren unter anderem für Economiesuisse».

Ins Schleudern gerät die Wirtschaftskampagne, wenn zum Beispiel die Aarhus-Konvention, die derzeit dem Parlament zur Ratifizierung vorliegt, zum Thema wird. Economiesuisse hat sich im Vorfeld klar gegen diesen Staatsvertrag ausgesprochen, der den Umweltverbänden neue Rechte auf Akteneinsicht und Gerichtsklagen garantiert. Economiesuisse beklagte in einer Eingabe, dieses Abkommen schaffe neue «unklare Rechtsbegriffe», öffne «Tür und Tor» für allerlei Interventionen und Blockaden, plündere Betriebsgeheimnisse und gefährde die öffentliche Sicherheit. Gefragt, ob Economiesuisse auch glücklich sei, über diesen schädlichen Staatsvertrag nicht abstimmen zu müssen, antwortet Kampagnenleiterin Ursula Fraefel: «Ich sehe den Zusammenhang zwischen der Aarhus-Konvention und Ihren Fragen nicht.»

Sollen die Politiker in Bern ihre aussenpolitischen Befugnisse im bisherigen Mass behalten, oder sollen die Bürger ein bisschen mehr mitbestimmen dürfen? Dies ist die entscheidende Frage, alles andere sind untaugliche Ablenkungsmanöver. Am Ende geht es um Macht und Einfluss. Die Elite verteidigt, notdürftig verbrämt und verkleidet, ihre angestammten Privilegien – und damit ihre Vorstellungen darüber, was eine gute und vernünftige Schweizer Aussenpolitik sei. Das Volk, an dessen Fähigkeiten zu richtigen Urteilen man zweifelt, stört da nur. Die erwähnte Auftragsstudie von Economiesuisse spricht ausdrücklich vom «Risiko von ‹falschen› Stimmentscheidungen».

Das Volk als unreife, wankelmütige Masse, den perfiden Rattenfängern des Populismus schutzlos ausgeliefert: Diese Vorstellung herrschte in Berner Amtsstuben und besonders im Bundesratsszimmer schon vor hundert Jahren. «Aufklärung» in aussenpolitischen Belangen sei besonders schwierig, schrieb der

Die Elite verteidigt, notdürftig verbrämt und verkleidet, ihre angestammten Privilegien.

Bundesrat in seinem Bericht zum fakultativen Staatsvertragsreferendum vom Mai 1914. Auf keinem Gebiet sei «die Gefahr einer Missleitung durch Betonung einseitigster Interessenstandpunkte, durch Schlagworte und Erregung chauvinistischer Strömungen so gross» wie auf demjenigen der «auswärtigen Politik und Wirtschaftspolitik».

Statt die Bürgerschaft zu stärken, orientierte sich der Bundesrat damals an Europa und an den USA – an den Kaisern von Deutschland und Österreich, am König von England, an den mächtigen Präsidenten von Frankreich und Amerika. Sie alle hätten mehr Befugnisse als die schweizerische Regierung und könnten die Aussenpolitik grösstenteils selber bestimmen, schrieb der Bundesrat bedauernd. Das Deutsche Reich unter Wilhelm II., das drei

Monate später in den Ersten Weltkrieg stürmte, galt ihm als Vorbild: «In Deutschland ist der Kaiser ermächtigt, das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reichs Frieden zu schliessen und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen.» Über einen Frieden konnte der Kaiser allerdings nicht mehr verhandeln, es folgten vier Jahre Krieg, der Hohenzollern-Herrscher wurde abgesetzt und flüchtete in die Niederlande ins Exil.

Geblieden ist, bis heute, die Neigung des Bundesrats, das Volk bei aussenpolitischen Entscheiden vor allem als Störfaktor wahrzunehmen. Noch im Oktober 2010 würdigte und «anerkannte» die Regierung in ihrer Botschaft «das berechtigte Anliegen» der Initianten. Den Stimmbürgern seien «mehr Beteiligungsmöglichkeiten einzuräumen», und die «direkt-demokratischen Instrumente in der Aussenpolitik» seien zu «optimieren».

Diese zarten Ansätze zu einer Demokratisierung sind in kurzer Zeit erstickt. Jetzt, wo die Abstimmung in Sichtnähe gerückt ist, will Bern davon nichts wissen – das Parlament versenkte im letzten Dezember die zaghaften Reformversuche.

«Einbruch in bestehendes Landesrecht»

Die Schweiz stehe, prophezeite der Bundesrat im Jahr 1914, «am Anfang einer ganz gewaltigen Entwicklung»: der Heraufkunft des Völkerrechts. Die Schaffung neuer internationaler Vorschriften werde, so die Regierung damals, «selten möglich» sein «ohne Einbruch in bestehendes Landesrecht, ohne eine mehr oder weniger weitgreifende Änderung einheimischer Rechtsnormen».

Das sollte sich als prophetisch erweisen – und hebt sich wohlthuend ab von den Vertuschungs- und Verharmlosungsversuchen aktueller Prägung. Staatsverträge und generell internationale Abkommen und Regelungen beeinträchtigen die souveräne Gesetzgebung und Rechtsprechung in steigendem Mass. Als das Parlament 1974 den Beitritt zur Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) beschloss, ahnte niemand die unabsehbaren Fol-

gen (das Volk durfte nicht abstimmen). Heute schreibt der Europäische Gerichtshof der Schweiz beispielsweise vor, illegale Hausbesetzer zu akzeptieren und Transsexuellen im Pensionsalter Geschlechtsumwandlungen auf Krankenkasse zu bezahlen.

Der Uno-Pakt I, vom Parlament 1991 als Routineakt durchgewinkt, verpflichtet die Schweiz nicht nur zu einem aufwendigen, wiederkehrenden «Reporting», es sieht auch Rechte vor, die es hier nicht gibt und die der Souverän teilweise schon verschiedentlich abgelehnt hat, etwa ein «Recht auf Arbeit», «auf Bildung» oder «auf Kultur». Sachlich korrekt priores der heutige St. Galler SP-Ständerat und Gewerkschaftsboss Paul Rechsteiner den Beitritt zum Uno-Pakt als «wichtigsten gesetzgeberischen Beschluss des Jahres» und als «langfristig wirksamsten Beitrag» zum Ausbau des Sozialstaats (*Weltwoche* Nr. 46/10).

Die Praxis zeigt, dass internationale Verträge eine ungeahnte Dynamik entwickeln und weitreichende Folgen nach sich ziehen können. Es hat sich ein umfangreiches, stetig wachsendes System indirekter Rechtssetzung entwickelt, zu dem die Bevölkerung nichts zu sagen hat und – geht es nach dem Willen von Bundesrat und Parlament – weiterhin auch nichts zu sagen haben wird.

Der Trend ist deutlich: Ob es um die Übernahme von EU-Recht geht, eine europäische Überwachungsinstanz in Streitfragen oder ganz allgemein den Vorrang des Völkerrechts vor dem Landesrecht – von allen Seiten steht die Entscheidungsgewalt des Souveräns unter Beschuss.

Dieser Kompetenzverlust könnte, teilweise zumindest, durch einen Ausbau direktdemokratischer Mittel in der Aussenpolitik etwas aufgefangen und gemildert werden. Schädlich und gefährlich wäre das nicht für die Demokratie, wie die Gegner der Initiative behaupten. Gefährlich wäre es höchstens für die Kaiser und Könige von Bern, die sich ganz offensichtlich in ihren stillen Geschäften mit den gekrönten und ungekrönten Häuptern dieser Welt gestört sehen. ○



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano

T 091 649 32 88 · F 091 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

ÜBER 500'000 FLASCHEN DER ERLESENSTEN WEINE
AUF LAGER – JAHRGÄNGE VON 1811 BIS EN PRIMEUR.

BORDEAUX EN PRIMEUR

JAHRGANG 2011

WWW.ARVI.CH

Lassen Sie sich die «En Primeur 2011» nicht entgehen. Alle neuesten Freigaben finden Sie täglich auf www.arvi.ch. Auf Wunsch, sind auch alle Formate bis zu 6 Liter verfügbar.

NEUE FREIGABEN

Pontet Canet – Pauillac 2011

CHF 95.05

Beychevelle – St. Julien 2011	CHF 62.65
Cos d'Estournel – St. Estephe 2011	CHF 140.40
Sociando Mallet – Haut Médoc 2011	CHF 29.15
Chasse Spleen – Moulis 2011	CHF 24.85
Poujeaux – Moulis 2011	CHF 23.75
Rieussec – Sauternes 2011	CHF 59.40

Gut versorgt vom Staat

Wichtige Schweizer Politiker kennen die Arbeitswelt nur noch vom Hörensagen. Viele waren nie in der Privatwirtschaft. Von der Uni ging es direkt in die Politik.
 Von Christoph Landolt (Text) und Lars Weiss (Infografik)

Die hohe Politik ist ein Fulltime-Job. In Deutschland bedeutet die Wahl in den Bundestag automatisch den Abschied aus dem zivilen Berufsleben. Eine unlängst im deutschen *Zeit-Magazin* veröffentlichte «Biografik» mit den Lebensläufen der wichtigsten Politiker der Bundesrepublik zeigt: Die Seehofers und Gabriels leben allesamt schon lange von den Diäten des Staates.

Was machen die Schweizer Politiker beruflich? Wie die *Weltwoche*-Grafik verdeutlicht, arbeiten auch hierzulande Parteipräsidenten und Fraktionschefs höchstens noch pro forma. Klappt die Wahl in den Bundesrat, ist dies für die Politiker selten mit grossen Änderungen verbunden – Politprofi bleibt Politprofi. Unsere Spitzenpolitiker kennen ihren angestammten Beruf nur noch vom Hörensagen.

Oft kann dabei nicht einmal von einem angestammten Beruf gesprochen werden. Die welschen Bundesräte Burkhalter (FDP) und Berset (SP) beispielsweise sind direkt von der Uni in den Politbetrieb gewechselt. Simonetta Sommaruga (SP), ausgebildete Pianistin, setzte früh nach einigen Jahren des Musizierens voll auf die Karte Politik. Im Amt der Justizministerin ist sie eine der ersten Nichtjuristinnen überhaupt. Neben Sommaruga hat auch Ueli Maurer (SVP) keinen Studienabschluss.

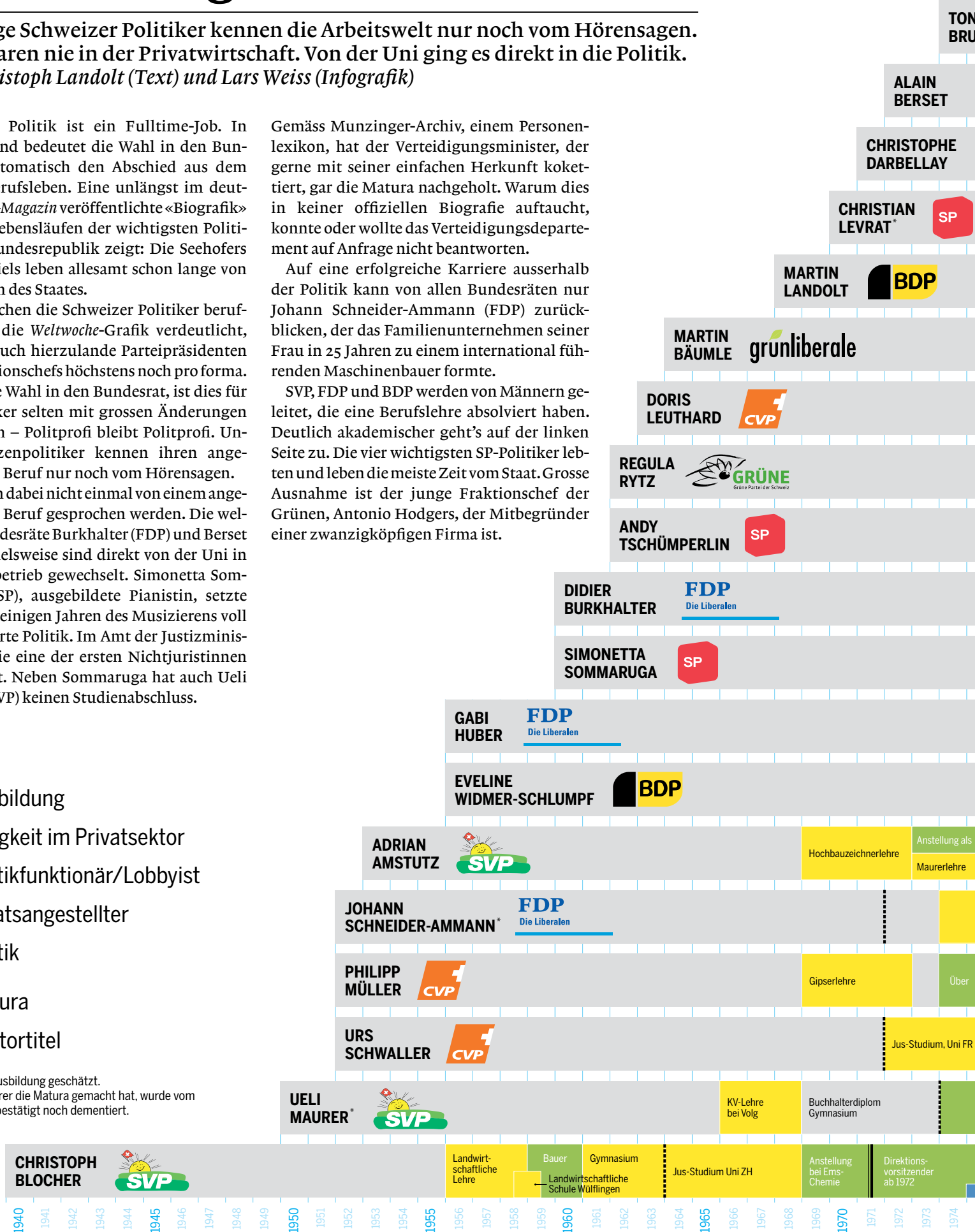
Gemäss Munzinger-Archiv, einem Personenlexikon, hat der Verteidigungsminister, der gerne mit seiner einfachen Herkunft kokettiert, gar die Matura nachgeholt. Warum dies in keiner offiziellen Biografie auftaucht, konnte oder wollte das Verteidigungsdepartement auf Anfrage nicht beantworten.

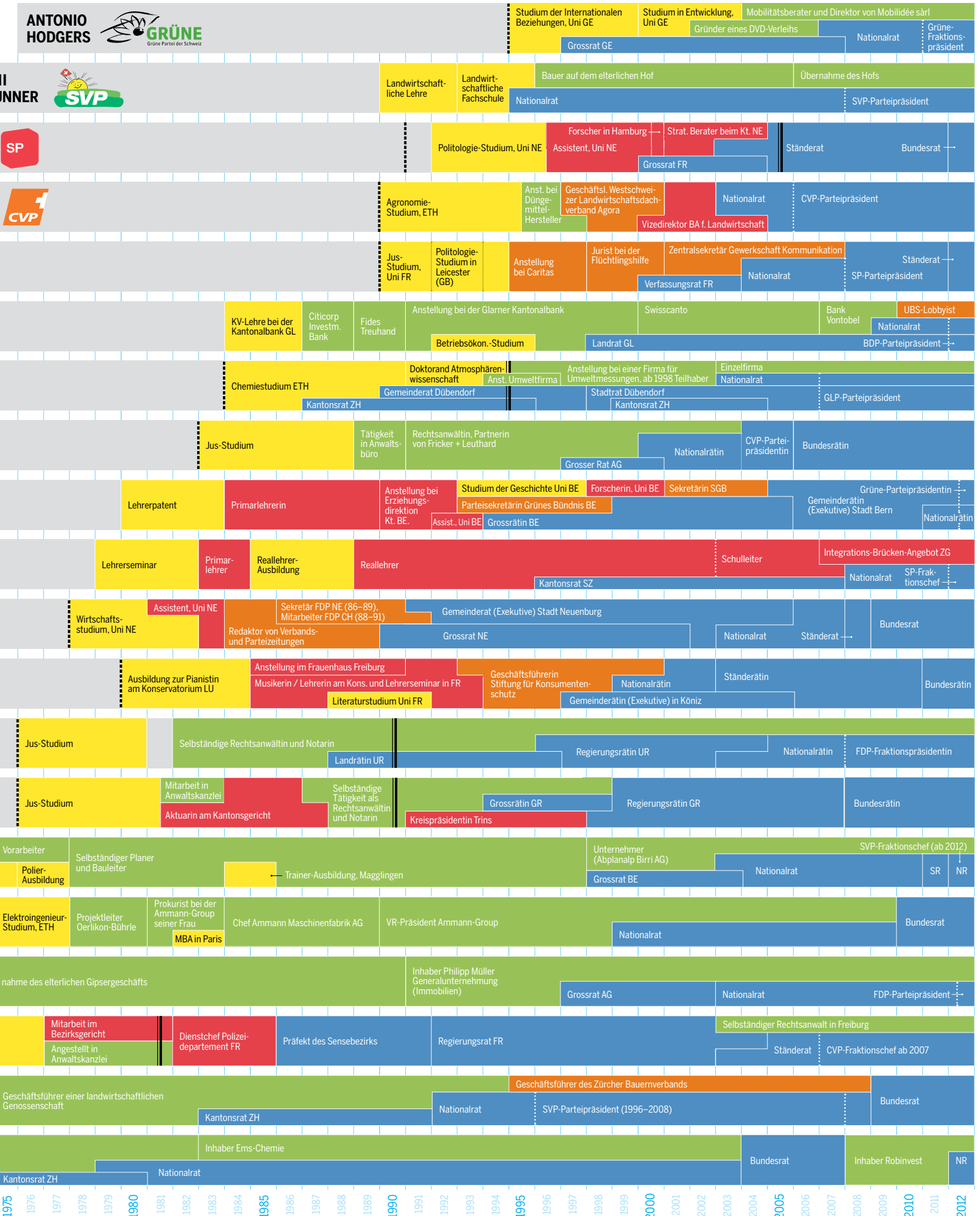
Auf eine erfolgreiche Karriere ausserhalb der Politik kann von allen Bundesräten nur Johann Schneider-Ammann (FDP) zurückblicken, der das Familienunternehmen seiner Frau in 25 Jahren zu einem international führenden Maschinenbauer formte.

SVP, FDP und BDP werden von Männern geleitet, die eine Berufslehre absolviert haben. Deutlich akademischer geht's auf der linken Seite zu. Die vier wichtigsten SP-Politiker lebten und leben die meiste Zeit vom Staat. Grosse Ausnahme ist der junge Fraktionschef der Grünen, Antonio Hodgers, der Mitbegründer einer zwanzigköpfigen Firma ist.

- Ausbildung
- Tätigkeit im Privatsektor
- Politikfunktionär/Lobbyist
- Staatsangestellter
- Politik
- ⋮ Matura
- || Dokortitel

*Dauer der Ausbildung geschätzt.
 Ob Ueli Maurer die Matura gemacht hat, wurde vom VBS weder bestätigt noch dementiert.





Eine tickende Bombe

Als Hans Ulrich R. 1988 eine junge Frau ermordete, die Leiche schändete und einen Raub vortäuschte, verkannten Richter und Psychiater das sexuelle Motiv. Jetzt soll das Versäumnis korrigiert werden. Doch die Justiz tut sich schwer mit dem Sadisten. Von Lucien Scherrer und Alex Baur (Text) und Christian Zogg (Illustration)

Sein Schlusswort haspelt Hans Ulrich R. schnell herunter, als hätte er es lange einstudiert: «Also», meint der korpulente Mittfünfziger letzte Woche vor dem Bezirksgericht Winterthur, es tue ihm leid, dass er seinen Opfern Ungemach bereitet habe. Er werde sich freiwillig dem «psychiatrischen Dings» unterwerfen, dort solle man ihm zeigen, wie er seine Aggressionen abbauen könne. So, als wäre das Thema Therapie völlig neu für ihn.

Der 53-Jährige stand vor Gericht, weil er sich am 2. August 2010 in einem Sodomaso-Internetforum als 27-jährige Mutter ausgegeben hatte, die für sich und ihre 12-jährige Tochter «einen Schlächter» suche, der sie entführen, misshandeln und schliesslich aufspießen und braten sollte. 39 Interessenten meldeten sich auf die Annonce. Einer von ihnen erhielt von Hans Ulrich R. detaillierte Anweisungen, wie er ins Haus des Opfers gelangen könne. Passiert ist nichts. Zwar klingelte der «Schlächter» eines Nachts bei der in Wahrheit 33 Jahre alten Frau, doch die weigerte sich, ihn einzulassen. Die Sache flog auf, weil sich unter den 39 Interessenten auch ein verdeckter Ermittler der Kantonspolizei Zürich befand.

«Kopfkino anwerfen»

Die Juristen tun sich offenkundig schwer, diese bizarre Geschichte in Paragrafen zu zwängen. War anfänglich von einem «untauglichen Versuch» die Rede, gelangte die Staatsanwaltschaft über «strafbare Vorbereitungshandlungen» zu einer Anklage wegen «versuchter Anstiftung» zu sexueller Nötigung, Entführung und Mord. Der Strafantrag lautete auf siebzehn Jahre Gefängnis. Die Verteidigung dagegen forderte einen Freispruch im Hauptpunkt. Das Gericht verurteilte den bekennenden Sadisten schliesslich wegen «versuchter Anstiftung zu vorsätzlicher Tötung» zu sieben Jahren Freiheitsentzug. Und es ist zu vermuten, dass dies noch lange nicht der Weisheit letzter Schluss ist. Die Rekurse sind bereits angekündigt.

Ab welchem Zeitpunkt wird ein erdachtes Verbrechen zum strafbaren Verbrechen? Es gilt die Faustregel: Wenn der Punkt überschritten ist, an dem es kein Zurück mehr gibt. Doch wo liegt dieser Punkt bei einem erdachten Mord, bei dem wir nicht einmal den richtigen Namen des Täters kennen? Der Sadist, der an der Tür klingelte, wurde nie gefasst. Niemand weiss, was in seinem Kopf vorging.

Hans Ulrich R. beteuert vor Gericht, alles sei bloss ein Jux gewesen, er habe bei den Interes-

senten die Fantasie anregen, «das Kopfkino anwerfen» wollen. In der ersten polizeilichen Befragung hatte er noch angegeben, dass er der Frau – sie befindet sich mit einem Freund R.s in einem wüsten Scheidungskrieg – schaden wollte. Später widerrief er diese Version. Die Polizei habe ihm das in den Mund gelegt.

Musste Hans Ulrich R. damit rechnen, dass ein Wahnsinniger seiner Einladung folgte? Gemäss Verteidiger Daniel Christen gehört es zu den Eigenheiten der einschlägigen Szene, dass man sich mit verbalen Scheusslichkeiten überbietet, die nie umgesetzt würden. Anscheinend, so deutete der Anwalt an, wolle man Hans Ulrich R. aus dem Verkehr ziehen für ein

Ab welchem Zeitpunkt wird ein erdachtes Verbrechen zum strafbaren Verbrechen?

Verbrechen, das vor 24 Jahren geschehen war und längst gesühnt ist. Das Gericht überhörte den Einwand. Doch der alte Fall lag wie ein schwerer Schatten über dem Prozess.

Tatsächlich ist Hans Ulrich R., der sich in der SM-Szene als peitschenschwingender Teufel namens «Marquis el Diablo» inszeniert, ein einschlägig vorbestrafter Frauenmörder. Am frühen Morgen des 23. April 1988 erschiess er auf einer Autobahnraststätte eine ihm unbekannt 24-jährige Frau, die im Auto eingeknickt ist. Danach fährt er mit der Leiche in einen Wald, wo er sie entkleidet und mit einem Stecken schändet.

Das Geschworenengericht Obergeraargau-Emmental verurteilt Hans Ulrich R. ein Jahr später wegen Raubmordes. Eine Verwahrung wird gar nicht erst in Betracht gezogen. Weil die Psychiater dem Täter eine erheblich verminderte Schuldfähigkeit attestieren, verzichtet das Gericht auf die Höchststrafe und lässt es bei fünfzehn Jahren Zuchthaus. Es ist ein Urteil, über das man heute nur noch den Kopf schütteln kann.

Bei den ersten Einvernahmen hatte Hans Ulrich R. behauptet, ein Sexualdelikt vorgetäuscht zu haben, um von seinem wahren Motiv abzulenken: Geld. Tatsächlich hatte er gerade mal sechzig Franken «erbeutet»; tausend Franken, die in einem Ablagefach lagen, übersah der Täter, der offenbar auch nicht danach gesucht hatte. Trotzdem kam es damals niemandem in den Sinn, dass vielmehr der Raub fingiert sein konnte, um von einem ungleich schwereren

Sexualverbrechen abzulenken. Vor Gericht tischte R. eine neue Version auf (die Polizei soll ihm seine frühere Aussage in den Mund gelegt haben). Er behauptet nun, seine verhasste Mutter sei ihm vor dem Auto des Opfers erschienen, vielleicht auch sein Vater oder Luzifer persönlich (in Frauengestalt). Er habe bloss Aggressionen abbauen wollen – an einem vermeintlich leeren Auto. Die Spuren am Tatort sprechen eine andere Sprache: Hans Ulrich R. hatte bei Tageslicht aus einer Distanz von 0,5 bis 3 Metern sieben Mal durch das Autofenster geschossen. Fünf Kugeln trafen das Opfer, das sich noch aufgebäumt haben muss, am Hals und am Oberkörper.

Je brutaler die Tat, desto milder die Strafe

Die sadistischen Neigungen und Praktiken von Hans Ulrich R., der schon damals in einschlägigen Kreisen verkehrte, waren längst aktenkundig. Warum die Richter und Gutachter trotzdem ein sexuelles Motiv verneinten und von einem Raub ausgingen, der keinen Sinn ergibt, können wir heute nur erahnen. Das Bezirksgericht Winterthur verweigerte der *Weltwoche* jegliche Einsicht in die alten Akten, die für den aktuellen Fall beigezogen wurden. Die Justiz will sich nicht in die Karten schauen lassen; die Öffentlichkeit hat sich mit den Informationshappen zu begnügen, welche die Justiz nach Gutdünken preisgibt. Und das ist bei den heutigen Aktenprozessen nicht mehr viel.

Das damalige Urteil widerspiegelt den juristischen Zeitgeist der achtziger Jahre. Es war eine Zeit, in der man den Sinn von Strafen generell verneinte und Psychopathen wie Erich Hauert oder Werner Ferrari – auch dieser pflegte seine Opfer mit einem Stecken zu schänden – oft nach einer kurzen Therapie wieder freiliess. Nicht die Tat, sondern der Täter und seine Aussagen standen im Zentrum. Je brutaler ein Mord, je abstruser das Motiv, desto geringer die Zurechnungsfähigkeit und desto milder die Strafe. Und wenn ein Mörder keine Entschuldigung für das Unerklärliche fand, halfen ihm die Psychiater gerne aus. Auch Täter, so das landläufige Credo, waren Opfer – Opfer der Gesellschaft, die sie hervorgebracht hatte.

Hans Ulrich R. war bereits 1978 erstmals verhaftet worden, wegen Einbrüchen und versuchter Brandstiftung. Seither ist er immer wieder therapiert und begutachtet worden. Doch wie gefährlich er ist, weiss niemand so genau. Gut möglich, dass er es selber nicht weiss. Die «psychiatrischen Dings» haben ihm jedenfalls



Schuld sind immer die andern: Täter Hans Ulrich R. alias «Marquis el Diablo».

kaum geholfen. Und er sieht sich primär als Opfer: In der Schule sei er ein Aussenseiter gewesen, von Mitschülern gehänselt; sein Vater habe ihn, den künstlerisch Begabten, zu einer Käserlehre gezwungen; seine Mutter, «dieser Drachen», habe ihn geschlagen, in Mädchenkleider gesteckt und sexuell missbraucht. Schuld an seinen Aggressionen sind immer andere: die Eltern, Bürokollegen, die ihn krän-

ken und nerven, Frauen, die ihn an seine Mutter erinnern. So soll es auch bei seinem letzten Opfer gewesen sein.

Als Hans Ulrich R. 1988 mordete, plagten ihn Schwierigkeiten am Arbeitsplatz. Die Psychiater sahen darin mit einem Grund für das Verbrechen. Dass die Probleme womöglich bloss ein Symptom eines viel tiefer liegenden Problems waren, zogen sie gar nicht erst in Betracht.

Das Muster ist bekannt: Wenn Triebtäter von ihren abgründigen Fantasien gequält werden, gerät ihr Alltag aus dem Ruder. Fatalerweise liegt es freilich gerade im Wesen von Psychopathen, dass sie ihre wahren Motive um jeden Preis verheimlichen.

Einen direkten Zusammenhang zwischen der sadistischen Veranlagung und dem Mord haben die Seelenklempner stets verneint. 1989 war es die «komplexe Elternbeziehung», die ihn morden liess; 1993 schrieb ein Psychiater von einem «Amoklauf»; 1996 hiess es, das Motiv bleibe zwar unklar, doch wenn Sadismus eine Rolle gespielt hätte, hätte Hans Ulrich R. sein Opfer vor dem Töten gequält. Morden an sich gilt offenbar nicht als sadistisch genug.

So wird Hans Ulrich R. am 12. Mai 1998 nach zehn Jahren bedingt entlassen und ambulant therapiert. Der Therapeut stellt 2006 eine «erfreuliche Entwicklung» fest, bricht die Massnahme drei Jahre später indes unverhofft ab. «Er sagte, dass der Weg zu ihm für mich zu weit sei», erklärte R. vor Bezirksgericht Winterthur. In Wahrheit will ihn der Arzt nicht mehr behandeln, weil er enttäuscht wurde: 2008 gibt sich R. im Internet als devote Oma aus, die nach Bestrafung giere. Das ahnungslose Opfer – eine ältere Frau, der R. eins auswischen wollte – erhält Dutzende Telefonate. Strafrechtliche Konsequenzen hat das nicht.

Das Bezirksgericht Winterthur hat nun eine weitere ambulante Therapie angeordnet für die Dauer des Strafvollzugs. Falls das nichts fruchtet, soll die Therapie stationär erfolgen. So empfiehlt es der Gutachter Martin Kiese-wetter, der R. eine hohe Rückfallgefahr attestiert. Dessen Sadismus gehe weit über das normale Mass hinaus. Mitgefühl sei ihm fremd. Frauen aufzuspiessen, gehört nach wie vor zu seinen Lieblingsfantasien. Auf seinem Computer fand die Polizei Dutzende Motive von gepfählten Frauen. Seine Fantasie hat er bereits einmal wahr gemacht. Nur vor dem letzten Schritt – erst zu foltern und dann zu morden – ist er bis jetzt zurückgeschreckt.

Fehlurteil mit Fehlurteil korrigieren?

Welche Strafe – zwei, zehn, fünfzehn Jahre? – nach dem Gang durch die Instanzen auch resultieren wird: Hans Ulrich R. erinnert an eine tickende Bombe. Vielleicht geht sie hoch, vielleicht auch nicht. Die Krux liegt darin, dass er gemäss dem Urteil von 1989 keinen Sexual-, sondern einen Raubmord begangen hat. Weil er verstimmt und frustriert war. Das Urteil ist rechtskräftig. Die Gerichte und Gutachter haben sich an dieses Verdikt zu halten, egal, welche Zweifel sie plagen mögen. Wir leben in einem Rechtsstaat. Die jüngste Verurteilung des bekennenden Sadisten wegen versuchter Anstiftung zum Mord steht auf wackligen Füßen. Selbst wenn sich die Richter 1989 irrten, kann man das Fehlurteil heute nicht mehr mit einem neuen Fehlurteil korrigieren. ○

Das nette Gesicht der Lega

Während Bundesbern sich schwertut im Widerstand gegen ausländische Druckversuche, hat der Tessiner Regierungsrat Marco Borradori mit einer gezielten Gegenblockade in Italien, aber auch in der Schweiz für Irritationen gesorgt. Der Rebell gibt sich ausnehmend freundlich. *Von Kari Kälin*



«Mutig»: Lega-Politiker Borradori, Regierungskollegin Sadis (FDP).

Marco Borradori ist so etwas wie der politische Mann der Stunde, ein Regierungsrat, der hart verhandelt und sich erfolgreich in die Aussenpolitik der Eidgenossenschaft einmischte. Borradori (52), Vertreter der Lega dei Ticinesi und seit April Präsident der Tessiner Regierung, hat mit seinen Regierungskollegen dafür gesorgt, dass Italien und die Schweiz die eingeschlafenen Verhandlungen über Steuerabkommen wieder reaktivieren. Bereits am 24. Mai ist ein Treffen zwischen einer Schweizer und einer italienischen Delegation geplant, an dem auch die Tessiner Regierung teilnehmen wird. «Heute sind wir zufrieden», sagte Borradori letzten Mittwoch an einer Pressekonferenz in Bern, sekundiert von Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), Michael Ambühl, dem Staatssekretär für internationale Finanzfragen, und Regierungskollegin Laura Sadis (FDP).

Woher rührt die Zufriedenheit des Juristen, der seit 1995 in der Regierung sitzt? Dem Kanton Tessin ist das gelungen, was man von Bern schmerzlich vermisst: Mit einer unnachgiebigen und etwas «unorthodoxen» Haltung, wie Borradori sagt, hat Bellinzona einem widerspenstigen Nachbarn die Stirn geboten. Italien zeigt sich wieder bereit, mit der Schweiz nicht nur über das Doppelbesteuerungsabkommen und die Abgeltungssteuer zu verhandeln, son-

dern – für den Kanton Tessin am wichtigsten – auch über die Quellensteuern der Grenzgänger und die Streichung der Schweiz von einer eigenen, italienischen «schwarzen Liste» der Steuerparadiese. Italien erhält 38,8 Prozent der Quellensteuern seiner 54 000 Grenzgänger, während es zum Beispiel bei Österreich nur 12,5 sind. Der Kanton Tessin fordert, dass der Bundesrat diesen Wert auf österreichische Verhältnisse herunterhandelt. Wegen der schwarzen Liste werden Tessiner Firmen in Italien diskriminiert.

Micheline Calmy-Reys Warnung

Den ersten, entscheidenden Akt inszenierte die Tessiner Regierung im letzten Juni. Sie blockierte die Hälfte der Quellensteuern, die sie auf den italienischen Grenzgängern erhebt – als Gegenmassnahme gegen die andauernden Attacken, die der frühere italienische Finanzminister und Verhandlungsverweigerer Giulio Tremonti gegen die Schweiz ritt. Knapp dreissig Millionen Franken leitete die Regierung deshalb auf ein Sperrkonto der Tessiner Kantonalbank anstatt nach Italien. Damit versties der Kanton Tessin gegen ein internationales Abkommen – und löste einige Irritation aus. Die damalige Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) warnte, die Massnahme gefährde den Entspannungspro-

zess in den bilateralen Beziehungen. Als Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission sprach FDP-Nationalrätin Christa Markwalder von einem «rechtsstaatlich problematischen Akt», der zwar nachvollziehbar, aber nicht zielführend sei. Derweil befürchtete die Tessiner Regierungsrätin Laura Sadis schmerzliche Konsequenzen: «Wir müssen uns bewusst sein, dass wir gegen internationales Recht verstossen.» Die Tessiner Regierung hatte den Entscheid für die Blockade nicht einstimmig gefällt. Laura Sadis und Manuele Bertoli (SP) votierten gegen die Retorsionsmassnahme, Paolo Beltraminelli (CVP), Norman Gobbi (Lega) und Marco Borradori dafür.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* redet Borradori seine Rolle in dieser Geschichte klein. Als Regierungspräsident stehe er eben stärker im Scheinwerferlicht als andere. Entscheidend sei auch gewesen, dass die EU das Modell der Abgeltungssteuer akzeptiert habe. Das habe den italienischen Premierminister Mario Monti wohlgestimmt. Dennoch: Sollte man die Tessiner Standfestigkeit zur aussenpolitischen Maxime der Schweiz erklären? Wäre es besser herausgekommen, wenn der Kanton Tessin und Borradori mit Deutschland über die Abgeltungssteuer verhandelt hätten? Borradori lacht – und ergänzt, es handle sich um das Verdienst der ganzen Regierung, nicht einer Person. Weniger zurückhaltend gibt sich Borradoris Partei- und Regierungsratskollege Norman Gobbi: «Das ist ein Sieg der Lega», sagte er. Via Facebook kündigte er an, der Kanton Tessin werde die Quellensteuern abermals «mutig» blockieren, falls Italien nicht einlenke. Borradori teilt Gobbis Haltung, hätte es aber dabei belassen, diese Option «zwischen den Zeilen» und nicht öffentlich zu kommunizieren.

Für Borradori ist diese Zurückhaltung typisch. Während seine Partei, die Lega dei Ticinesi, ihr Präsident Giuliano Bignasca und andere Heisssporne seit Jahren mit verbalen Ausfälligkeiten für Schlagzeilen sorgen, gilt Borradori als das «nette Gesicht» der Lega. Mit sanfter Stimme bügelt der Jurist die Grobheiten seiner Parteikollegen aus. Nicht immer gestaltet sich das Verhältnis zur Lega einfach, räumt Borradori ein. Diese gewährt ihm jedoch viele Freiheiten – auch weil sich Angriffe auf seine Person kontraproduktiv auswirken könnten. Der unverheiratete Frauenschwarm ist im Kanton Tessin äusserst beliebt. Bis jetzt wurde er dreimal mit dem besten Ergebnis als Regierungsrat bestätigt. ○



Essay

Propaganda der Selbstbediener

In der Debatte um das Krankenversicherungsmodell Managed Care werden politische Sonntagsreden zu Worthülsen. Wird es konkret, ist die «Verantwortung» plötzlich nicht mehr so wichtig.

Von Ruth Humbel

Nach achtjähriger Beratung und in steter Zusammenarbeit mit dem Ärzteverband FMH hat das Parlament im letzten Herbst die KVG-Revision Managed Care mit 111:39 Stimmen (Nationalrat) und 28:9 (Ständerat) mit klaren Mehrheiten verabschiedet. Das Ziel der KVG-Revision Managed Care ist es, die Qualität der medizinischen Versorgung zu sichern, die Verschwendung von Prämiengeldern zu stoppen und die Kostenentwicklung zu dämpfen. Dazu braucht es die Stärkung der Eigen- und Mitverantwortung von Versicherten, Leistungserbringern und Krankenversicherern.

Die Mängel in der Krankenversicherung sind hinlänglich bekannt: Falsche Anreize, Anspruchsmentalität, Schnittstellenprobleme, nicht abgestimmte Untersuchungen und Therapien, Doppel- bis Mehrfachuntersuchungen sowie Parallel- und Übermedikationen verursachen unnötige Kosten. Alle – Versicherte und Leistungserbringer – kennen ihre Rechte und nutzen Wahl- und Therapiefreiheiten uneingeschränkt aus. Mit Managed Care ist es dem Parlament gelungen, eine ausbalancierte Verantwortungssymmetrie für Versicherte, Leistungserbringer und Krankenversicherer zu finden und Fehlanreize zu korrigieren. Die Managed-Care-Vorlage belässt die Freiheiten, knüpft sie aber an Verantwortlichkeiten. Wer sich für ein Managed-Care-Modell entscheidet und sich dadurch freiwillig beim Ärztehopping einschränkt, profitiert von tieferen Prämien ebenso wie von einer gesamthaft geringeren Kostenbeteiligung. Wer sich weiterhin alle beliebigen Wahloptionen offenhalten will, bezahlt pro Jahr höchstens 300 Franken mehr als heute. Das ist zumutbar und hat nichts mit Klassenmedizin zu tun.

Es ist höchst irritierend, dass ausgerechnet jene Kreise, die unentwegt die Einschränkung der Versicherungsleistungen sowie die Stärkung der Eigenverantwortung reklamieren, gegen Managed Care aufheulen und in wendehalsiger Manier eine Selbstbedienungsfreiheit propagieren. Eine zusätzliche Wahlmöglichkeit mit finanziellen Anreizen soll plötzlich «Zwang» und «Entmündigung» sein. Ein Budgetprozess, wie er in wirtschaftlichen und privaten Haushalten – auch in Spitälern, Heimen und bei der Spitex – selbstverständlich ist, soll zur Ökonomisierung der Medizin und

zur Rationierung führen, und der Mythos «freie Arztwahl» wird zum Mass aller Dinge.

Die SP und die Spitzenverdiener

SP-Gesundheitspolitiker haben sich mit ärztlichen Spitzenverdienern gegen Managed Care und gegen Hausärzte verbündet. Die SP will die Einheitskasse und keine freiheitliche Lösung, wie sie die Managed-Care-Vorlage vorsieht. Ihre Verbündeten hingegen, die mehr als genug verdienende Spezialisten-Gilde, haben nicht das geringste Interesse an



«Kompromisse»: FMH-Präsident de Haller (r.).

einer Systemoptimierung. Persönlich kann es ihnen nie besser gehen als unter dem Status quo: Sie geniessen völlige Therapie- und Behandlungsfreiheit in einem Angebotmarkt, verdienen gut und haben keinerlei ökonomische Verantwortung. Für sich selber haben sie die Medizin längst ökonomisiert: Studien belegen, dass zahlreiche chirurgische Eingriffe ohne medizinische Notwendigkeit, mehr zum Schaden denn zum Nutzen von Patienten durchgeführt werden. Angehörige von Ärzten werden weniger operiert als das gemeine Volk. Privatversicherte werden stationär behandelt, Allgemeinversicherte ambulant.

Die freie Arztwahl, soweit sie heute existiert, wird nicht abgeschafft. Wie bisher wählen die Versicherten ihren Arzt des Vertrauens. Im Einvernehmen mit ihrem Hausarzt wählen sie Spezialisten. Bereits heute ist der Zugang zu den wirklich guten Spezialärzten primär über zuweisende Ärzte gewährleistet. Im Spital, wo es um risikoreichere Eingriffe geht, gibt es keine freie Arztwahl. Freie Arztwahl bedeutet auch, den falschen Spezialisten zu wählen. Auch diese Freiheit bleibt erhalten. Wer beliebig jeglichen Spezialisten aufsuchen will, kann dies weiterhin tun, bezahlt dafür pro Jahr im Maximum 300 Franken mehr als bisher (aktuell 10 Prozent und maximal 700 Franken Selbstbehalt jährlich, neu 15 Prozent bis höchstens 1000 Franken Selbstbehalt).

«Schlechtes Zeichen»

Gesundheitspolitische Reformen haben es schwer und stehen immer im Spannungsfeld von Ideologien, widersprüchlichen Kräften und Eigeninteressen. Die Krankenversicherung ist indes eine Versicherung für Krankheitsrisiken und kein Selbstbedienungsladen für die Optimierung des eigenen Nutzens. Auch in der Krankenversicherung muss das Prinzip «keine Freiheit ohne Verantwortung» wiederhergestellt werden. Das Unsozialste sind das Verschwenden von Prämiengeldern und die stete Erhöhung der Prämien ohne Mehrwert für Patientinnen und Patienten. Die sogenannte integrierte Versorgung löst nicht alle Probleme im Gesundheitswesen, ebnet aber den Weg für eine gute, kosteneffiziente Gesundheitsversorgung zum Nutzen der Kranken und unseres Gesundheitssystems.

Vor einem Jahr, am 30. Mai 2011, liess sich der FMH-Präsident Jacques de Haller im *Tagesanzeiger* wie folgt zitieren: «Alle bedeutenden Partner haben bei der Vorbereitung zusammengearbeitet und sind Kompromisse eingegangen. Wenn eine solche Vorlage nicht durchkommt, ist es für das politische System der Schweiz ein sehr schlechtes Zeichen.» Dem ist nichts beizufügen.

Ruth Humbel ist seit 2003 Nationalrätin der CVP Aargau und Beraterin im Gesundheitswesen.



«Mit Ehrgeiz kann man viel erreichen»: Immobilienbewirtschafter Gajic.

Die ungeliebten «Jugos»

Die Schweiz und die Jugoslawen: Das ist auch nach mehr als zwanzig Jahren Masseneinwanderung keine Liebesbeziehung. Warum nicht? Von Lucien Scherrer (Text) und Nathalie Bissig (Bilder)

Unterkriegen lassen hat sich Stanislav Gajic nie. Dass er im Gegensatz zu seinen Schweizer Kollegen 120 Bewerbungen verschicken musste, bis er eine Lehrstelle fand, war ihm egal. Und er hat sich daran gewöhnt, dass er im Streit auch mal «Scheiss-Jugo» genannt wird, obwohl er seit mehr als zehn Jahren den Schweizer Pass besitzt. «Hier bin ich zu Hause», sagt der 25-Jährige, und mit «hier» meint er die Schweiz, das Land, in das seine Familie 1989 kurz vor Ausbruch des Jugoslawienkrieges auswanderte.

Heute hat «Stani» einen Job als Immobilienbewirtschafter und lebt mit seiner Familie in einem Einfamilienhaus in Schlieren. Im Haus herrscht plüschige Gemütlichkeit, draussen bauen die Gajics eine Garage für ihre Autos. «Wenn man ehrgeizig ist, kann man viel erreichen», sagt der gebürtige Serbe aus Bosnien. «Auch wenn die Medien immer wieder berichten, dass wir alle kriminell sind.»

306 658 Menschen aus Ex-Jugoslawien lebten 2011 in der Schweiz, mehr als Italiener (290 000) und Deutsche (276 000). 103 000 stammen aus Serbien, 72 000 aus dem Kosovo, 61 000 aus Mazedonien, je 33 000 aus Kroatien und Bosnien, 2700 aus Slowenien und 1800 aus Montenegro. Stanislav Gajic ist einer von 120 000 Ex-Jugoslawen, die seit 1990 eingebürgert wurden.

Es wäre jedoch auch zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des jugoslawischen Vielvölkerstaates vermessen, von einer schweizerisch-jugoslawischen Liebesbeziehung zu reden. Ex-Jugoslawen heissen hierzulande immer noch «Jugos», egal ob sie Kroaten, Serben, Muslime oder Eingebürgerte sind. Und geliebt werden sie nicht wirklich. Beispiele gibt es genug: eine SVP-Ortspartei, die mit dem Spruch «Dreck-Jugos» um Stimmen wirbt; ein Jodler-*Chörli*, das vor laufender Kamera über das «gottverdammte Jugo-Pack»

herzieht; Ex-Jugoslawen, die bei der Wohnungs- und Jobsuche benachteiligt werden. Der Jugo gilt immer noch als Angeber in Trainerhosen, der gerne Leute anpöbelt und mit seinem von der Sozialhilfe bezahlten BMW durch Begegnungszonen brettert.

«In zehn Jahren wird «Jugo» kein Schimpfwort mehr sein», sagt Ivica Petrusic, «davon bin ich überzeugt.» Der 35-Jährige sitzt in einem Café am Zürcher Idaplatz und raucht eine Zigarette. Petrusic ist Aargauer SP-Grossrat, Jugendbeauftragter des Kantons Zürich und Galionsfigur des Vereins Secondos Plus, der für Migranten das Stimmrecht einführen will. Obwohl er den Rechten zu weit links steht, gilt er auch dort als Inbegriff des guten Jugo: Er spricht mit breitem Aargauer Dialekt und kennt Kultur und Geschichte der Schweiz besser als die meisten Ur-Eidgenossen. Aufgewachsen als Kind kroatischer Eltern in einem bosnischen Bergdorf, flüchtete er 1991 in die Schweiz, nach Aarau.

Seine Zuversicht begründet Petrusic damit, dass die Italiener zuerst auch untendurch mussten, als sie in die Schweiz kamen. Tatsächlich galten die «Tschinggen» in den sechziger Jahren als Katzenfresser und finstere Gesellen, die nur darauf warteten, über die Schweizerinnen herzufallen. 1965 antworteten über neunzig Prozent der Befragten in einer Studie, dass die italienische Kultur nicht in die Schweiz passe, und fast hundert Prozent wollten keinen Italiener als Schwiegersohn. Dreissig Jahre später war es genau umgekehrt. «Mit den Jugoslawen wird das nicht anders sein», sagt Petrusic, «die Slowenen und Kroaten fallen ja bereits heute nicht mehr auf.»

Vom guten zum bösen Ausländer

Als die Italiener noch ein Paria-Dasein fristeten, war «Jugo» kein Schimpfwort, sondern Synonym für «guter Ausländer»: Die ersten Jugoslawen, die in den sechziger Jahren in die Schweiz kamen, waren Fachleute, Zahnärzte und Ingenieure, die keine Probleme hatten, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden. Auch die Saisoniers, die in den achtziger Jahren auf dem Bau oder im Gastgewerbe arbeiteten, waren wohlgehten.

Erst mit der Aufhebung des Saisonierstatus (1991), dem Bosnien- und Kroatien-Krieg (1991 bis 1995) und dem Kosovo-Krieg (1999) änderte sich das: Flüchtlinge strömten zu Zehntausenden ins Land, Arbeiter zogen ihre Familien nach, und die sogenannten Jugos machten als Einbrecher, Schläger und Drogenhändler von sich reden. Besonders die Einwanderung von ethnischen Albanern aus dem archaischen Süden zementierte das Bild vom schlecht integrierten «Balkanesen», der zudem noch Allah anbetete. Wie bei den Italienern gibt es bei den Ex-Jugoslawen ein Nord-Süd-Gefälle: Jene aus dem katholischen Norden integrieren sich tendenziell schneller als jene aus dem muslimi-



«Knallhart den Tarif durchgeben»: Konfliktmanagerin Garibovic.

schen Süden. Die Kosovaren gelten als neue Sizilianer: in Clan-Strukturen verhaftet, misstrauisch gegenüber dem Staat.

Anders als die Italiener können die Ex-Jugoslawen nicht darauf zählen, dass man sie wegen ihrer Kochkünste eines Tages ins Herz schliessen wird. Denn die Balkan-Küche – ein Mix aus österreichischem, ungarischem, türkischem und mediterranem Essen – hat in der Schweiz etwa den gleichen Stellenwert wie die chinesische Autoindustrie.

Die kroatischen Cevapcici sind im Vergleich zu Pizza und Pasta ein Flop.

Auch das bekannteste Gericht, die kroatischen Cevapcici, ist im Vergleich zu Pizza und Pasta ein Flop. Coop führt über fünfzig Artikel aus Südosteuropa im Sortiment, darunter die Göral-Kürbiskerne und das Jelen-Bier. Gekauft werden diese Produkte laut Pressesprecherin Sabine Vulic «praktisch ausschliesslich von Ex-Jugoslawen». Selbst der ach so weltoffenen linken Schickeria ist es bisher nicht in den Sinn gekommen, den Balkan kulinarisch zu erschliessen: Sie schlürft Latte macchiato und Espresso – wie Frank A. Meyer in seiner

Kolumne «Auf einen Espresso» (obwohl er mit Slibowitz wohl auf kühnere Gedanken käme).

Dass sich auch heute kaum jemand einen Schwiegersohn aus dem Balkan wünscht, hängt mit den Kriminalitätsstatistiken zusammen. Ex-Jugoslawen stehen häufiger wegen Raub, Schlägereien, Raser-Exzessen und Drohung vor Gericht. Jugendliche aus Balkanstaaten gaben 2009 in einer Studie des Kriminologen Martin Killias mehr als doppelt so viele Gewaltdelikte zu wie gleichaltrige Schweizer.

Dass die Gewalt im öffentlichen Raum in den letzten Jahren zugenommen hat, geht zum Teil auf das Konto von Jugendlichen aus dem Balkan. Besonders auffällig sind junge Kosovaren, wie das Bundesamt für Migration (BfM) in einem Bericht schreibt. Die Verantwortung dafür schiebt es allerdings der Gesellschaft zu: «Das Gefühl, nicht willkommen zu sein, kann in Frustrationen münden, die sehr unschön sind.» Während die Täter so zu Opfern gemacht werden, macht der Stammtisch die Gesamtheit der Jugos zu Tätern.

«Typisch Jugo!», hallte es durchs Land, als zwei notorisch gewalttätige Kosovaren dem Schwinger Kari Zingrich in Interlaken die Kehle aufschlitzten. Oder als der mehrfach verurteilte «Balkan-Raser» Amir B. am Fernsehen damit prahlte, dass er mit seinem Golf GTI

lieber einen Unfall baue als ein Rennen verliere. «Über solche Typen rege ich mich auch auf», sagt Ivica Petrusic, «aber es geht doch nicht, dass die grosse Mehrheit der Anständigen für diese Taten büssen muss.»

Kleine Könige im «Streichelzoo»

Sefika Garibovic ist in der Region Sandschak im heutigen Serbien aufgewachsen; seit zwanzig Jahren lebt sie in der Schweiz. Als Konfliktmanagerin, Therapeutin und Expertin für Nacherziehung hat sie täglich mit jener Minderheit zu tun, die unangenehm auffällt. Auf die Frage, wie sie die Integration von Ex-Jugoslawen beurteile, antwortet sie knapp: «Unbefriedigend.» Sorgen bereiten der Mediatorin die vielen Jugendlichen, die in der Schule versagen, Lehrer und Mitschüler terrorisieren und schliesslich in die Kriminalität abdriften. «Unsere Schulen waren nicht vorbereitet auf diese Leute. Und jetzt zahlen wir den Preis dafür.»

Haarsträubende Beispiele hat Garibovic genug auf Lager. Etwa einen Kosovo-Albaner aus dem Limmattal, der in neun Monaten aus sechs Schulen geschmissen wurde. Ein kleiner König in Armani-Jacke, der seine Mutter herumkommandierte und Lehrerinnen als «Fotzen» beschimpfte. Weder Eltern noch Lehrer setzten ihm Grenzen: Zu Hause wurde er verwöhnt, in der Schule versuchte man, ihm gut zuzureden.

Für die Nacherzieherin ist das kein Einzelfall, sondern ein typisches Beispiel dafür, was die Schulen heute mit ihren Abklärungen, Time-outs auf Bauernhöfen und anderen gutgemeinten Erziehungsmassnahmen anrichten – gerade bei Migrantenkindern. «Gspürschmi-Pädagogik» nennt sie das, «Margritli-Seich» und «Streichelzoo». «Glauben Sie, die Jugos nehmen das ernst, wenn sie von irgendeiner Tante in Crocs-Schuhen therapiert werden?», ruft sie aus. Bei denen helfe keine Therapie, da müsse man knallhart den Tarif durchgeben – «dann fressen sie einem wie junge Hunde aus der Hand». Garibovics Botschaft ist klar: «Solche Kinder brauchen Vorbilder und Hierarchien, sonst scheitern sie.»

Während Jugendliche in ihren Ursprungsländern einer rigiden sozialen Kontrolle ausgesetzt sind, treffen sie in der Schweiz auf individuelle Freiheiten, flache Hierarchien, Lehrer, die reden statt dreinschlagen. Viele sind damit überfordert und versuchen, sich mit Gewalt Anerkennung zu verschaffen.

Dass Kinder und Jugendliche aus Ex-Jugoslawien nicht per se schwieriger oder gewalttätiger sind, zeigt eine Untersuchung von Martin Killias, der die Delinquenz von Schülern in der Schweiz und in Bosnien-Herzegowina miteinander verglich. Von einer «importierten Gewaltkultur» könne keine Rede sein, schreibt der Professor; die erhöhte Gewaltrate sei vielmehr auf Integrationsprobleme zurückzuführen. >>>

Loblied auf den Jugoslawen

Die Zuwanderung aus dem Balkan bringt die Schweiz auf den Boden der Realität zurück. *Von Alex Baur*



Leistung zählt: Nationalspieler Shaqiri.

Enzo Capello stammt aus Sizilien, er lebt und arbeitet seit dreissig Jahren in der Schweiz, als Chauffeur. Trotzdem gehört «Nein» zu den wenigen deutschen Wörtern, die er in den Mund nimmt. Schliesslich, so sagt er gerne, sei Italienisch hierzulande eine Landessprache. Zeitlebens fuhr Capello einen Fiat, den er prinzipiell nur mit Agip betankte, Café crème ist nach seinem Geschmack ungeniessbar, und für den Schweizer Fussball empfindet er höchstens Mitleid. Capello ist damit ein typischer italienischer Immigrant seiner Generation.

Kaum eine Gruppe von Einwanderern hat sich so wenig angepasst wie die Italiener. Seltsamerweise sind sie trotzdem unsere Lieblinge. Dem Italo verzeihen wir alles. Er ist gleichsam das Gegenstück zum Jugo. Und das ist ungerecht. Vor allem die Slawen unter ihnen haben sich integriert wie kaum eine andere Einwanderergruppe. Die meisten lernen nicht nur schnell Deutsch, sondern auch gleich noch den lokalen Dialekt. In der Regel geben sie sich alle Mühe, nicht aufzufallen. Und wenn sie ihre Herkunft zelebrieren, dann tun sie das diskret im privaten Rahmen.

Gewiss, auch die Italiener hatten es anfänglich nicht leicht. Der «Tschingg» war bis in die 1980er Jahre das, was der «Jugo» heute ist. Der Italo reagierte mit trotzigem Stolz. Die Ressentiments sind bis heute zu spüren. Nicht so der Jugo. Von ihm hört man kaum je Klagen über Diskriminierung, die es zweifellos gibt. Spricht man die Betroffenen darauf an, erntet man in der Regel ein Schulterzucken. Es scheint, als hätten sie sogar ein gewisses Verständnis dafür. Vielleicht hängt es

damit zusammen, dass gerade die Geschichte Jugoslawiens gezeigt hat, wie schwierig es ist, wenn verschiedene Völker mit unterschiedlichen Kulturen in einem Land leben; und was passieren kann, wenn man die Differenzen verdrängt, leugnet und unterdrückt.

Als Ende des letzten Jahrhunderts die grosse Migrationswelle aus dem Balkan einsetzte, stand die Political Correctness in ihrer Hochblüte. Die Jugoslawen in ihrer unkomplizierten und unverblühten Art boten ein heilsames Kontrastprogramm. Niemand hatte auf sie gewartet, sie mussten sich erst beweisen. Das war gut so. Das haben sie schnell begriffen, sie hätten es selber nicht anders gehalten. Der real existierende Sozialismus in ihrer Heimat hatte sie nachhaltig von sozialistischen Illusionen geheilt und mit einem gesunden Misstrauen gegenüber dem Staat geimpft.

Man sollte ihnen sogar danken

Die notorisch hohen Kriminalitätsraten bei den Ex-Jugoslawen sind eine Tatsache ebenso wie ihr Hang, den Sozialstaat mit allen legalen und illegalen Tricks zu schröpfen. Vielleicht sollte man ihnen – und das ist ohne Zynismus gemeint – dafür sogar danken: Ihre bisweilen unverfrorenen Schlaumeiereien führen uns immer wieder die Schwächen und Widersprüche unseres Justiz- und Sozialsystems vor Augen. Eine Strafjustiz, die sich nicht mehr zu strafen traut, kann man nicht ernst nehmen. Wenn der Bezug von Sozialhilfe besser rentiert als Arbeit, dann liegt das Problem im Angebot und nicht bei jenen, die es nutzen. Wenn bürokratische Gesetze und Regeln das Gewerbe behindern, dann wird halt schwarzgearbeitet. Und selbst der berühmte Balkan-Raser erinnert uns insgeheim daran, dass wir keine kastrierten Schafe sind, die sich jede Art von obrigkeitlicher Dressur gefallen lassen.

Der positive Beitrag der Ex-Jugoslawen lässt sich am Fussball illustrieren. Bisweilen stellen die Secondos aus dem Balkan die Hälfte der Nationalelf. Diese Jungs brauchen keine Quoten, sie überzeugen durch Leistung. Ihre Tugenden – etwa das abgebrühte Selbstvertrauen eines Admir Mehmedi oder die sympathische Schlitzohrigkeit eines Xherdan Shaqiri – gelten als nicht eben typisch schweizerisch. Es schadet nicht, wenn wir uns ein Stück davon abschneiden und zu eigen machen.

Das Image der Ex-Jugoslawen leidet auch darunter, dass überdurchschnittlich viele am Tropf des Sozialstaates hängen. 2010 bezogen rund 24 000 Sozialhilfe. Zum Vergleich: Aus Italien stammten 8800, aus Deutschland gerade mal 3600 Bezüger. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei der Invalidenversicherung (IV). Ex-Jugoslawen weisen zusammen mit türkischen Staatsangehörigen die höchste Invaliditätsrate auf. Laut einer Statistik des Bundesamtes für Sozialversicherungen ist die Quote dreimal höher als bei Schweizern.

Die offizielle Erklärung dafür ist, dass Menschen aus dem Balkan eben härtere Arbeiten verrichten würden. Doch das ist nur die halbe Wahrheit: Die IV-Quote liegt bei Ex-Jugoslawen bereits in der Altersgruppe der 30- bis 39-Jährigen deutlich über dem Durchschnitt. Rund 75 Prozent der Renten für Ex-Jugoslawen werden zudem mit seelischen und körperlichen Schmerzen begründet, die sich nicht überprüfen lassen (*Weltwoche* Nr. 51/52/11). Das BfM erklärt das mit Kriegstraumata und «belastenden Migrationserfahrungen». Selbst Psychotherapeuten nehmen das nicht ganz ernst – und spotten hinter vorgehaltener Hand über «balkanische Leiden».

Wie IV-Dynastien entstehen

Die hohe IV- und Sozialquote ist auch mit dem ambivalenten Verhältnis vieler Migranten aus Ex-Jugoslawien zum Staat erklärbar: Wenn der Staat gibt, wird genommen. «Wenn diese Leute sehen, dass ihre Nachbarin mit einer IV-Rente gleich viel verdient wie sie mit Arbeit, dann weckt das ihr Interesse», sagt der Basler Integrationsexperte Thomas Kessler. Mit solchen Fehlanreizen seien manche Einwanderer «mental korrumpiert» worden, besonders in den neunziger Jahren. «Die Folgen spüren wir bis heute.» Denn viele Eltern geben das Modell, sich von Dritten finanzieren zu lassen, an ihre Kinder weiter. Durchbrochen werden könne dieser Teufelskreis nur durch «Aktivierungsprogramme» für die Eltern und eine konsequente Frühförderung des Nachwuchses, die bereits vor dem Kindergarten einsetzen müsse, sagt Kessler. «Bei den Migranten aus Ex-Jugoslawien liegt ein enormes Potenzial brach. Wenn wir das aktivieren können, lässt sich der Fachkräftemangel in der Schweiz entschärfen.» Sprich: Man wäre auf weniger Zuwanderung angewiesen.

Heute sieht es in Sachen Bildung noch nicht sehr rosig aus. Nur vier Prozent der Schüler aus Serbien, Montenegro und dem Kosovo schlossen 2007/08 mit der Matura ab, wie das BfM ermittelt hat. Bei den Schweizern waren es über zwanzig Prozent. Dagegen werden rund fünfzehn Prozent der Jungen und elf Prozent der Mädchen aus den genannten Staaten mit besonderen Lehrplänen beglückt oder in Sonderschulen abgeschoben. Das BfM schreibt zwar, dass das Bildungsniveau zunehme und «laut



«Slowenen und Kroaten fallen bereits nicht mehr auf»: Zürcher Jugendbeauftragter Petrusic.

Fachleuten in den nächsten Jahren weiter anwachsen» werde. Allerdings scheint es sich dabei eher um subjektive Eindrücke zu handeln, denn Zahlen, die das belegen würden, kann das Bundesamt auf Anfrage nicht liefern.

Der Fussballplatz ist für Balkan-Jugendliche aus sogenannten bildungsfernen Schichten oft der einzige Ort, wo sie brillieren können. Es waren gerade auch Fussballtalente aus dem Balkan, welche die Schweizer Nationalmannschaft vor dem Abstieg in die Bedeutungslosigkeit

«Mittlerweile reden manche junge Schweizer gar schlechteres Deutsch als Ausländer.»

bewahrt haben – und jetzt als Beispiele für eine gelungene Integration gefeiert werden.

«Wir haben sehr viel von ihnen profitiert», sagt Daniel Ryser, der die U-17-Nationalmannschaft als Trainer zum Weltmeistertitel führte. Sieben von 21 U-17-Spielern stammten aus dem Balkan, darunter der gebürtige Bosnier Sead Hajrovic aus Birr AG. Dort gilt er als «Birrner Bub», der es geschafft hat. Für Gemeindeamman Markus Büttikofer ist Hajrovic kein Einzelfall: «Viele Ex-Jugoslawen haben sich in der Kultur und im Sport einen Namen gemacht.

Leider geht das oft vergessen.» Birr hat einen Ausländeranteil von fast fünfzig Prozent und gilt als Getto. Büttikofer verhehlt nicht, dass es auch Probleme mit Einwanderern aus dem Balkan gibt, etwa mit Jugendlichen, die es an Respekt mangeln liessen. Doch er sagt: «Wir haben Schweizer Früchtchen, die stehen denen in nichts nach.» Und mittlerweile würden manche junge Schweizer gar schlechteres Deutsch reden als Ausländer, nämlich diesen «komischen Dialekt».

Gemeint ist der Balkan-Slang oder das Jugo-Deutsch. Bereits vor über zehn Jahren entdeckten Sprachforscher das Phänomen, dass einheimische Jugendliche Dinge sagten wie: «Gömmmer Disco», oder: «Wotsch mi produziere?» In der Fachsprache ist für dieses Kauderwelsch, das die Sprechweise von Immigranten imitiert, der Begriff «ethnolektales Deutsch» kreiert worden. Typisch für Jugo-Deutsch ist, dass das «r» gerollt, die Laute im Gaumen geformt und die Lippen gespitzt werden. Häufig wird es mit grossspurigen Gesten untermalt.

Jugendliche reden so, um sich über den Immigrantenslang zu mokieren, aber auch, um krass zu wirken und sich dort anzupassen, wo sie in der Minderheit sind. Doch Jugo-Deutsch ist längst zum Mainstream geworden: Wenn Mike Müller in «Giacobbo/Müller» den Muz-

zafer aus «dems Kosovo» imitiert, klopft sich am Sonntagabend die halbe Bünzli- und Bildungsbürger-Schweiz auf die Schenkel. Und selbst bei «Donnschtig-Jass»-Moderator Roman Kilchsperger kann man bei genauem Hinhören ethnolektales Anleihen erkennen. Kein Wunder, ist Jugo-Deutsch bei der Jugend bereits wieder auf dem Rückzug: Laut einem Lehrer, der im Zürcher Kreis 5 unterrichtet, sind jetzt Nordafrikaner tonangebend.

Neue Sündenböcke gesucht

Beliebter sind die Jugos durch den Slang nicht geworden – zementiert dieser doch das Bild vom aggressiven, tumben Proleten. Dieses Bild nervt viele Ex-Jugoslawen. Manche, besonders Jugendliche, hängen aus Trotz den hässlichen Jugo raus, spucken auf die «Scheiss-Schweizer» und schwärmen vom Kosovo, das sie bestenfalls aus den Ferien kennen. Andere versuchen, sich anzupassen, indem sie Schweizer Werte hochhalten und für eine harte Gangart gegenüber neuen Einwanderern plädieren.

Dass die Ausschaffungsinitiative auch von eingebürgerten Ex-Jugoslawen angenommen wurde, ist ein offenes Geheimnis. «Die Stammtischdiskussion ist unter Ausländern nicht anders», sagt Ivica Petrusic. Er hält beide Verhaltensmuster für falsch. Renitenten Jugendlichen müsse man klarmachen, dass sie hier zu Hause seien und es kein Zurück gebe. Die «Jugo-Superschwitzer» dagegen sässen einem Irrglauben auf: «Sie denken, dass sie als bessere Ausländer gelten, wenn sie für die Ausschaffungsinitiative sind. Doch wenn sie zwei Wochen später eine Wohnung suchen, werden sie genauso benachteiligt wie zuvor.»

Dass daran etwas ist, musste auch Stanislav Gajic erfahren. Er engagierte sich bei der Jungen SVP, weil er sich über kriminelle Ausländer und Sozialhilfemissbrauch ärgerte. 2011 kandidierte er für das Schlieremer Gemeindeparlament. Er investierte viel Zeit und Geld für den Parteiwahlkampf, klebte Plakate und organisierte Sitzungen. Am Wahltag wurde sein Name jedoch derart oft gestrichen, dass er vom ersten auf den vierten Platz zurückfiel und die Wahl verpasste. «Es lag sicher auch an meinem Namen», sagt der Einwanderer. Er ist kein Einzelfall: Im letzten März kandidierte in Baden eine Frau namens Rada Gajic als Ersatzrichterin – und wurde trotz bester Qualifikationen nicht gewählt. Eine schallende Ohrfeige für ein kleines «ic».

Stanislav Gajic hat die Enttäuschung bis heute nicht ganz verwunden. Seine Parteiämter hat er abgegeben, die Lust, in der Politik mitzumachen, ist ihm vorläufig vergangen. Werden die Jugos in der Schweiz jemals völlig akzeptiert werden? Stanislav Gajic denkt lange nach. Dann sagt er: «Entweder muss eine neue Gruppe von Ausländern kommen, die uns als Sündenböcke ablöst. Oder die Ex-Jugoslawen, die negativ auffallen, fangen an, sich zu bessern.» ○

«Ein Austritt ist unvorstellbar»

Dass Griechenland die Euro-Zone verlassen könnte, ist für Jean-Claude Trichet die schlechteste aller Optionen. Der langjährige Präsident der Europäischen Zentralbank macht sich keine Sorgen um die Einheitswährung – der Euro sei ziemlich stabil. *Von Claas Relotius*



«Wir müssen den Job jetzt gemeinsam erledigen»: Finanzexperte Trichet.

Herr Trichet, wie schwer ist es Ihnen gefallen, die EZB ausgerechnet mitten in der Finanzkrise zu verlassen?

Wir erleben in Europa derzeit die grösste Wirtschaftskrise seit dem Zweiten Weltkrieg, die im Falle falscher Entscheidungen auch zu einer grossen Depression und damit zur schlimmsten Krise seit dem Ersten Weltkrieg hätte führen können. Es ist klar, dass ich weitaus lieber zu einem ruhigeren und sichereren Zeitpunkt abgetreten wäre, aber um die Unabhängigkeit der EZB nicht zu gefährden, war mein Mandat nun mal auf insgesamt acht Jahre beschränkt. Diese Regelung habe ich zu respektieren.

Was haben Sie Ihrem Nachfolger Mario Draghi mit auf den Weg gegeben?

Wir haben seit Jahren zusammengearbeitet. Alle Entscheidungen sind nicht von mir alleine, sondern im Team getroffen worden. Zu diesem Team gehörte auch Mario Draghi. Er braucht keine Ratschläge von mir.

Unter Draghi hat die EZB mehr als eine weitere Billion Euro in das europäische Bankensystem gepumpt. Ein Teil davon ging an spanische Banken, welche diese Finanzspritze wiederum dazu genutzt haben, spanische Staatsanleihen aufzukaufen. Werden die Probleme dadurch

nicht bloss verschleppt? Und wie gross ist das Risiko, die Krise hierdurch sogar noch auszuweiten?

Alle Zentralbanken der Welt sind sich einig darüber, dass man Sondermassnahmen ergreifen muss, um diese Krise zu bewältigen. Wir befinden uns in der komplexen Situation, dass die Märkte nicht wie gewohnt funktionieren und Zentralbanken deshalb gezielt einspringen müssen, um dieses Funktionieren weiterhin zu gewährleisten. Die EZB vergibt deshalb bereits seit August 2007 immer wieder Kredite zu sehr genau festgelegten Zinssätzen. Ohne diese Kredite wäre das Risiko weitaus grösser. Es geht darum, sowohl den Banken als auch den Regierungen Zeit zu verschaffen, um sich neu aufzustellen.

Seit ihrer Gründung bestand die Hauptaufgabe der EZB darin, für Preisstabilität zu sorgen. Frankreichs abtretender Präsident Nicolas Sarkozy hat jüngst gefordert, die EZB darüber hinaus mit einem Mandat zur Anregung von Wachstum auszustatten. Halten Sie dies auch für sinnvoll?

Indem die EZB für Preisstabilität sorgt, schafft sie eine Bedingung für Wachstum. Ich sage nicht, dass dies per se eine ausreichende Bedingung ist, aber es ist zumindest eine notwendige. Ausserdem hat die EZB

ihre in der Festsetzung der Zinssätze bestehenden Standardmassnahmen bereits um Sondermassnahmen erweitert, um angemessen auf die Unregelmässigkeiten der Märkte zu reagieren und eine bessere Transmission der Geldpolitik zu erreichen. Hierzu zählen die vollständige Zuteilung von Liquidität zu einem festen Zinssatz, der Ankauf von gedeckten Schuldverschreibungen sowie das Programm für die Wertpapiermärkte.

Viele Experten sind der Meinung, dass sich die Wachstumsraten hochverschuldeter Länder wie Spanien durch eine temporäre Erhöhung der Inflationsrate auf vier Prozent anheben liessen. Warum schliesst die EZB eine Erhöhung der Inflationsrate trotzdem aus und hält an zwei Prozent als Ziel fest?

Der Gedanke, dass man allein mit einer etwas höheren Inflationsrate Wachstum schaffen kann, ist wissenschaftlich nicht belegt. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Solidität des Wirtschaftswachstums durch eine zu hohe Inflationsrate unterminiert wird. Nur Wachstum in Zusammenhang mit Preisstabilität hilft uns langfristig weiter. Deshalb sage ich: Die EZB muss auch in Zukunft in erster Linie der Anker der Preisstabilität bleiben, um Planungssicherheit zu gewährleisten. Die volkswirtschaftlichen Unterschiede zwischen den Mitgliedstaaten der Eurozone sind enorm, auch deren Wettbewerbsfähigkeit klappt zum Teil deutlich auseinander.

Muss ein Staat wie Griechenland nicht mittelfristig die Währungsunion verlassen?

Ich kann mir so etwas ganz und gar nicht vorstellen. Und ich halte dies auch für die schlechteste Option. Wir haben siebzehn Mitgliedstaaten, und jede einzelne Regierung hat bereits deutlich gemacht, dass sie dies für kein geeignetes Mittel hält, um die gegenwärtigen Probleme zu lösen. Wir müssen den Job jetzt gemeinsam erledigen.

Die Slowakei hat es bereits abgelehnt, sich an dem Rettungsschirm für Griechenland zu beteiligen. Die slowakische Regierung will ihre Bürger dadurch nicht zusätzlich belasten. Warum sollen nicht weitere Länder diesem Beispiel folgen?

Ich halte diese Entscheidung ausdrücklich für falsch. Wer Mitglied der Euro-Zone ist und in guten Zeiten ausserordentlich von den wirtschaftlichen Möglichkeiten dieser Gemeinschaft profitiert, der muss am Ende

auch berücksichtigen, dass es ein bestimmtes Mass an Abhängigkeit voneinander gibt und dass ein bestimmtes Mass an Loyalität notwendig ist. Die anderen Regierungen scheinen dies verstanden zu haben.

Haben Sie die Risiken einer Währungsunion unterschätzt?

Wir haben den Euro vor dreizehn Jahren eingeführt. Hätten wir damals vorausgesagt, dass dieser Euro seinen Wert bei einer Inflationsrate von durchschnittlich 2,03 Prozent über Jahre hinweg besser halten würde als die Währungen der grössten europäischen Wirtschaftsmächte, dann hätten dies wohl 99 Prozent aller Experten für unmöglich gehalten. Wenn wir dann noch hinzugefügt hätten, dass dies auch nach fünf Jahren der schwersten Wirtschaftskrise der letzten fünfzig Jahre der Fall sein werde, hätten uns hundert Prozent für verrückt erklärt. Aber all das ist Realität geworden. Es kann keinen Zweifel geben, dass der Euro eine ziemlich stabile Währung ist und eine sichere Zukunft hat. Die aktuelle Krise ist keine Währungskrise, sondern eine Verschuldungskrise.

Ist eine Verschuldungskrise innerhalb einer Währungsunion nicht zwangsläufig auch eine Währungskrise?

Die Verschuldungskrise ist nicht durch eine schwache Währung, sondern durch die mangelhafte Haushaltspolitik einzelner Staaten zustande gekommen. Nicht nur Griechenland, sondern leider auch Staaten wie Deutschland oder Frankreich haben bereits 2002 gegen den Stabilitäts- und Wachstumspakt verstossen. Ich vergleiche die Krise heute gerne mit einer Art Röntgenstrahlung, welche die Ökonomien diverser Staaten bis auf ihr Skelett sichtbar macht und dadurch auch die Struktur dieses Skeletts offenlegt. Während die Währung, also der Euro, sich dabei durchaus widerstandsfähig zeigt, werden auf staatlicher Ebene alle Schwächen sichtbar. Natürlich ist davon schlussendlich auch die Eurozone betroffen.

Wären diese Schwächen ohne die Krise nicht zutage getreten?

Ich nehme an, dass sie zumindest noch für einen bestimmten Zeitraum verborgen geblieben wären. Das einzige Positive an der Krise ist nun, dass sie uns dazu zwingt, die makroökonomischen Strukturen zu verbessern. Ich nenne dies ein historisches Unterfangen, denn hierzu muss jedes fortschrittliche Land sein eigenes Wirtschaftsmodell auf den Prüfstand stellen. Alle müssen ihr Haus in Ordnung bringen. Aber genau darin liegt auch eine Chance: Es ist kein Zufall, dass Länder wie Deutschland, das die Wiedervereinigung tragen musste, oder Schweden, das vor einigen Jahren eine schwere

«Europa kann nicht in aller Ruhe auf dem gleichen Integrationslevel stehenbleiben.»

Bankenkrise zu bewältigen hatte, jetzt vergleichbar gut durch die Krise kommen, ohne dass die Arbeitslosigkeit dort steigt. Komplizierte Situationen können Staaten langfristig auch stärken.

Gerät der Integrationsprozess ins Stocken?

Nein, denn ich glaube, dass wir tatsächlich schon weitere wichtige Schritte in Richtung Integration unternommen haben. Wir haben die Stabilität in der Euro-Zone gestärkt, und wir haben ein System zur effektiven Überwachung der Wettbewerbsfähigkeit entwickelt. Das sind sehr grosse Fortschritte.

In Frankreich hat François Hollande bereits eine Abkehr vom rigiden Sparkurs Sarkozys angekündigt. In Griechenland steht ein Regierungswechsel bevor. Und in anderen Ländern erhalten politische Extremisten und Euro-Skeptiker Zulauf. Haben Sie nicht den Eindruck, dass die Europäer spätestens seit der Krise genug vom Integrationsgedanken haben?

Als Bürger Europas habe ich immer betont, dass wir diese politische und wirtschaftliche Union brauchen. Gerade jetzt, in Zeiten der Krise. Der vielleicht wichtigste Schritt auf dem Weg zur Integration wird in Zukunft sein, wieder das Vertrauen der Bürger zu erlangen. Dafür steht jede einzelne Regierung

in der Pflicht, hart und verantwortungsvoll zu arbeiten. Sicher wird es nicht einfach, aber ich glaube, dass man das Vertrauen der Menschen in den europäischen Gedanken wiederherstellen kann. Auf staatlicher Ebene hat es die deutsche Regierung um Angela Merkel doch schon vorgemacht: Sie wird für gute und zuverlässige Arbeit honoriert, denn die Mehrheit der deutschen Bürger spricht ihr das Vertrauen aus.

Fehlt es der Euro-Zone an politischer Führung, um einheitlich agieren zu können?

Die Euro-Zone besteht aus siebzehn transparenten Demokratien, in denen es selbstverständlich viele unterschiedliche Meinungen gibt, die natürlich gerade jetzt in der einen oder anderen Form politisch zum Ausdruck kommen. Aber schauen Sie sich die Fakten an: Bei allen zum Teil heftigen Diskussionen zwischen den einzelnen Staaten, aber auch innerhalb dieser Staaten wurden dennoch gemeinsam wichtige Entscheidungen getroffen. Die notwendige Verabschiedung des Sixpacks zur Reformierung des Stabilitäts- und Wachstumspakts sowie zum Abbau von volkswirtschaftlichen Ungleichheiten ist nur eine davon.

Bereits im vergangenen Jahr haben Sie die Einrichtung eines Europäischen Finanzministeriums vorgeschlagen. Wie schnell könnte solch eine Institution in die Realität umgesetzt werden?

Bei diesem Vorschlag handelt es sich natürlich um kein kurzfristiges Konzept, sondern eher um eine Idee für übermorgen. Aber wenn wir mit Wirtschaftsmächten wie China oder Indien konkurrieren wollen, dann benötigen wir auf lange Sicht definitiv einen europäischen Finanzminister mit eigenen Entscheidungskompetenzen. Europa kann nicht in aller Ruhe auf dem gleichen Integrationslevel stehenbleiben, während der Rest der Welt vorangaloppiert.

Jean-Claude Trichet, 69, ist einer der führenden französischen Finanzexperten. Von 2003 bis 2011 war er Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB). Sein Nachfolger ist der italienische Ökonom Mario Draghi.

Individuelle Eigentumswohnungen und Reihenhausteile in Rafz –

nur 30 Minuten von Zürich und
20 Minuten von Schaffhausen entfernt.

Baustart erfolgt, Bezug Herbst 2013.



www.rosenlaube.ch
Telefon +41 43 810 90 10



Ruf nach einer neuen Währung

Der Euro ist wieder in akuter Gefahr. Chaos in Griechenland, Machtwechsel in Frankreich und die Schwäche der Regierung von Kanzlerin Merkel: In dieser Situation legt der streitlustige Rechtsprofessor Markus C. Kerber ein verlockendes Ausstiegsmodell auf den Tisch. *Von Florian Schwab*



«Zeitbombe entschärfen»: Euro-Kritiker Kerber.

Eigentlich könnte er sein Leben als erfolgreicher Wirtschaftsjurist mit Zulassung in Deutschland und Frankreich genießen, inklusive Professur an der Technischen Universität Berlin. Doch Markus C. Kerber, Absolvent der französischen Kaderschmiede ENA, führt seit Jahren einen Kampf gegen die Euro-Politik der deutschen Bundesregierung.

In Kerbers Person treffen die in Frankreich antrainierte Eleganz und der Intellekt eines deutschen Professors aufeinander. Kerber ist das kumulierte Selbstvertrauen eines französischen Elitejuristen und eines Akademikers aus dem Land der Dichter und Denker: ein wortgewaltiger Haudegen, der sich bedeutungsschwer mit mehreren Assistenten in Deutschland und Frankreich umgibt.

Anders als in Beruf und Universität blieb ihm in seinem Kampf gegen die Bundesregierung bislang der Erfolg verwehrt. Das deutsche Bundesverfassungsgericht lehnte es ab, sich mit Kerbers erstem Schlag zu befassen: einer Klage gegen den Euro-Rettungsschirm, mit dem verschuldeten Ländern der Euro-Zone unter die Arme gegriffen wird.

Kerber zog eine neue Angriffslinie auf. Am Europäischen Gerichtshof reichte er zusammen mit rund fünfzig Persönlichkeiten Klage gegen die Europäische Zentralbank (EZB) ein. Kerbers Argument: «Was die EZB heute tut, hat mit dem



«Tunnelblick»: EU-Parlamentarier Eppink.

Vertrag von Maastricht nichts mehr zu tun.» Die Staatsanleihenkäufe und die Ausdehnung der Geldmenge bergen unkalkulierbare Risiken für das Eigentum der Bürger. Das im Vertrag festgeschriebene Verbot von Anleihenkäufen durch die EZB wird seit Jahren missachtet.

2000 Euro pro Haushalt

Diese Aushebelung der Verträge geht mit finanziellen Risiken einher. Deutschland, so hat es der an der Humboldt-Universität emeritierte Schweizer Finanzwissenschaftler Charles Blankart errechnet, ist im Rahmen der Euro-Feuerwehrrübungen Verpflichtungen von 1,3 Billionen Euro eingegangen. Ein Austritt Griechenlands aus der Euro-Zone würde jeden Haushalt in Deutschland 2000 Euro kosten.

Einen gewichtigen Anteil an diesen Haftungsrisiken macht das Zentralbank-interne Verrechnungssystem Target 2 aus. Die deutsche Bundesbank haftet für das Euro-Geld mit, das andere Zentralbanken ausgeben. Kommt es zu einem Kollaps des griechischen Bankensystems, weil die von den griechischen Geschäftsbanken ausgegebenen Kredite nicht werthaltig sind, dann schreibt auch die Bundesbank gigantische Verluste. Kürzlich hat deshalb Bundesbank-Präsident Jens Weidmann einen Brief an EZB-Chef Mario Draghi geschrieben und auf eine Reduktion dieser

Verpflichtungen gedrungen. Wenn es nach Kerber und seinen Unterstützern geht, dann müsste sich die Bundesbank ab sofort weigern, die vertragswidrigen Anordnungen der EZB auszuführen. «Die nationalen Zentralbanken wurden zu reinen Bank-Automaten für Länder wie Griechenland degradiert», beklagt sich der niederländische EU-Parlamentarier Derk Jan Eppink, ein braver Liberaldemokrat, der sich Kerbers Klage angeschlossen hat. Er war als Mitglied der EU-Kommission im Kabinett von Binnenmarktkommissar Bolkestein selbst Teil des Brüsseler Establishments, das er nun für seinen «Tunnelblick» kritisiert.

Gemeinsam mit Kerber hat Eppink vergangene Woche einen Vorschlag präsentiert, der «die Zeitbombe entschärfen» soll: Die wirtschaftsstarke Länder der Euro-Zone (Deutschland, Österreich, Finnland und Luxemburg) sollten parallel zum Euro eine neue Währung herausgeben. In einem gleitenden Prozess würde sich diese Währung als stärker als der Euro erweisen und aufwerten. Die im Euro gefangenen Südländer würden dadurch endlich wieder konkurrenzfähiger. Kerber ist überzeugt, dass man von Anfang an die Probleme des Euro vermieden hätte, wenn man das Nebeneinander verschiedener Währungen akzeptiert hätte. Er beruft sich in seiner Schrift «Mehr Wettbewerb wagen» (erschienen im Verlag Lucius & Lucius) auf einen damaligen Vorschlag des britischen Zentralbankchefs Robert Leigh-Pemberton zur Euro-Einführung.

Bislang steht die deutsche Politik hinter Angela Merkels berühmtem Dogma «Scheitert der Euro, dann scheitert Europa». Der Glaube, dass der von Merkel und Sarkozy durchgepeitschte Fiskalpakt den Euro stabilisiert, lässt sich aber nur noch mit viel Realitätsverweigerung vertreten, wie die politische Dynamik der vergangenen Wochen zeigt: Griechenland widersetzt sich der Haushaltskonsolidierung des Fiskalpakts. Der neue französische Präsident François Hollande will den Pakt sogar ganz neu verhandeln. Diesen Sonntag hat Merkels CDU eine empfindliche Niederlage in einem wichtigen Bundesland eingefahren, und für die Wahlen 2013 droht ein Comeback der Linken. In Umfragen ist eine Mehrheit der Deutschen für die Wiedereinführung der D-Mark.

Je schwieriger es für Bundeskanzlerin Merkel wird, ihren Kurs aufrechtzuerhalten, desto dringender gefragt sind Alternativen. Kerber hat mit seiner sanften Ablösung des Euro eine solche geliefert. ○

Renaissance der Drachme

Sollten die Griechen aus der Währungsunion austreten, würden sie ihren Lebensstandard senken müssen. Aber nicht nur sie: Auch in der Schweiz wäre mit einer Rezession zu rechnen.

Von Pierre Heumann

Acht von zehn Griechen wollen sich nicht vom Euro trennen – das ergab vor kurzem eine Meinungsumfrage. Weil sie nicht sparen mögen, um ihren Staatshaushalt wieder ins Lot zu bringen, stellt sich allerdings nicht mehr die Frage, ob, sondern nur noch wann das Mittelmeerland den Euro-Raum verlassen muss. Die *Weltwoche* befragte Top-Ökonomen über die Konsequenzen für Griechenland, die EU und die Schweiz.

1 — Folgen für Griechenland

Die EU-Verträge sehen den Rückzug eines Landes aus der Euro-Zone zwar nicht vor. Aber er ist möglich. Juristen verweisen auf das «vereinfachte Vertragsänderungsverfahren». Regierungschefs können die Regeln im Vertrag ändern, ohne dass sämtliche Parlamente in der Euro-Zone darüber abstimmen müssen. Ein Austritt sei aber schwierig, meint der Berner Wirtschaftsprofessor Ernst Baltensperger: «Dafür sind keine Regeln festgelegt.»

Sobald Hellas die Einheitswährung aufgibt, müsste Athen den Bürgern mitteilen, dass alle Preise, Löhne, Verträge, Vermögen und Schulden fortan nicht mehr auf Euro, sondern auf Drachmen lauten werden. Gleichzeitig könnte die Regierung die Drachme mit sofortiger Wirkung abwerten – zum Beispiel um 25 Prozent. Das wäre schmerzhaft. Wer bisher 1000 Euro verdient hat, erhielte fortan 1000 Drachmen, die aber nur noch 750 Euro wert wären. Solange keine Drachmen-Noten oder -Münzen zirkulieren, würde weiterhin der Euro im Umlauf sein. Wer Euro-Noten hat, gewinnt, denn sie wären 1,33 Drachmen wert. Um den Anpassungsprozess durchzusetzen, brauchte es indessen eine starke Regierung – und die fehlt den Griechen zurzeit.

Da Athen nach dem Austritt nicht mehr auf ausländische Kredite zählen könnte, müssten die Griechen den Gürtel enger schnallen. Die Regierung käme kaum darum herum, Steuern zu erhöhen und die Ausgaben zu reduzieren, weil sie sich kein Defizit leisten kann – es sei denn, sie setze die Notenpresse in Bewegung.

Die Abwertung der Drachme gegenüber dem Euro hätte für Griechenland allerdings auch Vorteile: Griechische Produkte würden international wieder konkurrenzfähig.

2 — Folgen für die EU

Sollte Griechenland den Euro-Raum verlassen, wären die direkten Auswirkungen auf das internationale Bankensystem «von den Dimen-

sionen her verkraftbar», sagt Baltensperger. Ein Ausscheiden könnte die Euro-Zone sogar stärken. «Die Tatsache, dass mit Griechenland ein notorisches Problemland wegfällt, müsste den Euro entlasten», meint der emeritierte Berner Professor und Berater am Studienzentrum Gerzensee der Schweizerischen Nationalbank (SNB). Positiv könnten die Devisenmärkte zudem auf die Erkenntnis reagieren, dass ein Exit aus der Einheitswährung möglich ist.

Belastend wäre für den Euro hingegen die Angst, dass Länder wie Spanien, Portugal, Italien oder gar Frankreich angesteckt werden könnten. «Das würde zu einer Schwächung der Banken nicht nur in diesen Ländern, sondern in ganz Europa führen», so Baltensperger. Sollte es zu einer Kettenreaktion kommen, bei der nach Griechenland andere Länder nach und nach den Euro verlassen oder verlassen müssten, «ist das Ende der Währungsunion nicht mehr weit», sagt UBS-Chefökonom Andreas Höfert.

3 — Folgen für die Schweiz

Die direkten Verluste auf Griechenland-Anleihen dürften zwar vernachlässigbar sein, sagt Baltensperger. Ein Austritt Griechenlands aus der Währungsunion könnte in Europa aber eine erneute Rezession provozieren: «Das könnte auch für das Schweizer Wachstum negative Konsequenzen haben.»

Sollte der Euro geschwächt werden, geriete der Franken unter Aufwertungsdruck. Die Notenbank könnte die Marke Fr. 1.20 wohl verteidigen, da sie ja so viel Geld drucken darf, wie sie will. «Ob sie das aber in diesem Kontext weiterhin will oder ob weiterhin der politische

**Im Falle einer Kettenreaktion
«ist das Ende der Währungsunion
nicht mehr weit».**

Konsens in der Schweiz langfristige Inflationsgefahr in Kauf nimmt, um die Exporteure zu stützen, bleibt offen», meint Höfert.

Einen Kollaps des Euro gegenüber dem Dollar erachte er als höchst unwahrscheinlich, sagt der Genfer Ökonom Ulrich Kohli, der früher Chefökonom bei der SNB war. Sollte es indessen dazu kommen, könnte die SNB den Euro-Kurs zum Franken von heute Fr. 1.20 auf beispielsweise Fr. 1.10 reduzieren. Das wäre gemäss Kohli nicht die einzige Strategie, um die Exporteure vor den Auswirkungen einer Höherbewertung der Schweizer Währung zu schützen: «Alternativ könnte die Notenbank den Wert des Frankens gegenüber einem Währungskorb festlegen, in dem auch der Dollar vertreten wäre.» Damit würde sich die Schweiz von der Quasi-Abhängigkeit vom Euro lösen. ○



Ja zum Euro, Nein zum Sparen: Vorbereitungen zu einer Kundgebung in Athen.

Paradies mit schlechtem Wetter

Trotz Turbulenzen in der Regierung sind die Niederlande ein Vorbild: wirtschaftlich erfolgreich und bewohnt von zufriedenen Menschen. Ein fürsorglicher Staat und eine vernünftige Politik garantieren den Wohlstand. *Von Simon Kuper*

Hin und wieder stösst man auf eine Statistik, bei der man sich fragt: «Kann das wirklich sein?» Welches Land ist der grösste Gemüseexporteur der Welt? Antwort: die kleinen, kalten, dichtbesiedelten Niederlande. 4,6 Milliarden Kilo wurden 2010 exportiert, hauptsächlich Zwiebeln, Tomaten, Paprikaschoten und Gurken. Auf den zweiten Platz kam das grosse, tropische, dünnbesiedelte Mexiko. An der Spitze stehen die Niederländer nicht zuletzt deswegen, weil sie geniale Wiederausfuhr-Weltmeister sind. Aber sie bauen tatsächlich massenhaft Gemüse an, zumeist in den Treibhäusern, die ab den 1850ern angelegt wurden. Wie sagt der niederländische Volksmund: «Wer nicht stark ist, muss schlau sein.»

Die Zeiten sind ausnahmsweise schwierig für das Land meiner Kindheit. Die Niederlande, die von 1982 bis 2008 keine Rezession hatten, stecken gegenwärtig in einem *double dip*. Im April brach die Regierungskoalition auseinander, weil die Partner sich nicht darauf

«Wenn das Ende der Welt bevorsteht, werde ich nach Holland gehen.» (Hermann Hesse)

einigen konnten, das Haushaltsdefizit auf die nach dem neuen europäischen Fiskalpakt zulässigen drei Prozent des Bruttoinlandprodukts zu kürzen. Das war ein bisschen peinlich, weil ausgerechnet die Niederländer den hochverschuldeten Südeuropäern den Fiskalpakt besonders heftig um die Ohren gehauen hatten. Viele Wähler waren dermassen frustriert, dass Geert Wilders' Anti-Einwanderungs-, Anti-Europa-, Anti-fast-alles-Partei 16 Prozent der Parlamentssitze gewann. Trotzdem sind die Niederlande ein Modell – auch wenn viele Niederländer es nicht glauben mögen. Westliche Politiker, die in diesen schweren Zeiten nach einem neuen Vorbild suchen, könnten einen Flug nach Schiphol buchen (wahrscheinlich der einzige grosse Verkehrsflughafen, der auf dem Schauplatz einer bedeutenden Seeschlacht gebaut wurde) und sich ein wenig im Land umsehen.

Manches lässt sich nicht kopieren. Immobilienmakler sagen ja immer: «Der Standort ist alles. Man könnte fast meinen, der Standort

der Niederlande sei von Managementberatern ausgewählt worden: direkt am Meer, im Mündungsdelta der grossen europäischen Flüsse, der perfekte Umschlagplatz für Deutschland und weite Teile Europas. Erst 2004 musste Rotterdam seinen Rang als grösster Hafen der Welt an Schanghai abtreten. Und weil das Land so flach ist und über ein gutausgebautes Strassen- und Schienennetz verfügt, ist es ideal für den Gütertransport auf dem Landweg.

Natürlich war das Meer zuweilen eine Bedrohung. Bei der grossen Sturmflut 1953 kamen 1800 Menschen ums Leben. Dann zähmten die Niederländer das Wasser mit einem ausgeklügelten System von Dämmen, Schleusen und Wehren, den sogenannten Deltawerken. Die American Society of Civil Engineers hat diese Einrichtung zu einem der modernen Weltwunder erklärt. Der Hochwasserschutz kostet pro Jahr und Person etwa 45 Euro. Die Niederländer sind überzeugt, dass ihr Deichsystem selbst bei Klimawandel und ansteigendem Meeresspiegel noch 400 Jahre Bestand haben wird. Bis dahin gibt es neue Technologien. Das Land ist also ein Vorbild für die ganze Welt in Sachen Klimawandel. Läge New Orleans in den Niederlanden, würde sich niemand mehr an den Hurrikan «Katrina» erinnern.

Auch in anderer Hinsicht spielt das Wasser eine wichtige Rolle. Seit Jahrhunderten ist der Unterhalt von Deichen eine lebenswichtige Angelegenheit. Rivalisierende Beamte und Städte mussten sich an einen Tisch setzen und praktische Lösungen finden, wenn sie nicht alle ertrinken wollten. Regierungen, stets Koalitionen, gründen hierzulande auf pragmatischem Konsens und nicht auf dogmatischer Abgrenzung. Diese Tradition hat als «Poldermodell» Bekanntheit erlangt (der Polder ist das tiefgelegene Land hinter dem Deich).

Alles passiert zwanzig Jahre später

Als Seefahrernation haben die Niederlande eine überproportional grosse Zahl von bekannten multinationalen Unternehmen hervorgebracht – Shell, Unilever, Philips, Heineken, um nur die bekanntesten zu nennen. Globalisierung war stets ein Ansporn. Es hilft natürlich, dass man, wo immer man losfährt, in zwei Stunden an der Grenze ist und eine andere Sprache hört.



«Wer nicht stark ist, muss schlau sein»: Studentinnen

Der Handel hat immer eine wichtigere Rolle gespielt als die Industrie. Die Niederländer haben nie viel produziert. Was sich in den 1970ern, als andere europäische Länder mit dem Strukturwandel begannen, als Vorteil erwies, denn abgesehen bei ein paar Kohlebergwerken und Textilfabriken im ländlichen Osten gab es nicht viel zu deindustrialisieren.

Die Niederländer kaufen und verkaufen, weitgehend unbehelligt von Krieg oder inneren Unruhen – genau wie die Schweizer. Sogar während des Achtzigjährigen Krieges gegen die Spanier (1568 bis 1648, wie hier jedes Kind weiss) verkaufte man Waffen an die Spanier. Anschliessend konnte man eine lange Auszeit von der Geschichte nehmen. Die Niederländer machten einen grossen Bogen um Bürgerkriege, Revolutionen, den Ersten Weltkrieg und den Kommunismus. «Wenn das Ende der Welt bevorsteht, werde ich nach Holland gehen, weil dort alles zwanzig Jahre später passiert», soll Heinrich Heine gesagt haben – leider ist es kein belegbares Zitat. In den Nie-



in Den Haag.

derlanden, wo jedermann zufrieden war, gab es kaum politischen Extremismus. Selbst die einheimischen Nationalsozialisten der 1930er Jahre waren vergleichsweise moderat und nicht so brutal. Erst mit dem Überfall durch die Deutschen im Mai 1940 wurde das Land von der Geschichte eingeholt.

Reichtum ohne viel Schweiß und Öl

Die grösste Gefahr für den Wohlstand dürfte die internationale Verflechtung der Wirtschaft sein. 2010 waren die Niederlande die fünftgrösste Exportnation (mit Gütern im Wert von 572 Milliarden Dollar), noch vor Frankreich und Grossbritannien. Überwiegend handelt es sich natürlich um Wiederausfuhren, aber jeder Umschlagplatz bekommt globale Krisen sofort zu spüren. Der Ölschock von 1973 wirkte noch jahrelang nach. 1982 war die Lage für niederländische Verhältnisse katastrophal. Im November jenes Jahres setzten sich Vertreter von Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften zusammen und schlossen das sogenannte

Wassenaar-Abkommen (Wassenaar ist ein Villenort unweit von Den Haag, wo einer der Arbeitgeberpräsidenten wohnte). Dieses Abkommen, ein simples Blatt Papier, hat erheblich zum wirtschaftlichen Erfolg des Landes beigetragen. Es ist ein klassisches Beispiel für das Poldermodell: Die Arbeitnehmer verzichteten auf hohe Löhne, im Gegenzug wurden ihnen kürzere Arbeitszeiten zugesichert.

An einem friedlichen, wohlgeordneten Handelsplatz kann man reich werden, auch ohne die ganze Zeit arbeiten zu müssen. Laut IWF-Statistik rangierte das niederländische Pro-Kopf-BIP im letzten Jahr mit 42 183 Dollar an neunter Stelle, knapp hinter dem der Schweiz. Die Niederländer haben diesen ganzen Reichtum jedoch ohne viel Schweiß (oder Öl) erwirtschaftet. Neben den Norwegern und den Deutschen haben sie die kürzeste Arbeitszeit in der entwickelten Welt: weniger als 1400 Stunden pro Jahr, gegenüber knapp 1800 in den USA. Dank gesetzlicher Bestimmungen können sie leicht auf Teilzeit umsteigen, ohne Karriere-

nachteile befürchten zu müssen, solange der Arbeitgeber nicht darlegt, dass er dadurch finanzielle Einbussen erleiden würde. Frauen (selbst kinderlose) haben nur selten einen Vollzeitjob. Die Niederlande sind gewiss kein Vorbild für arbeitswütige Karrierefrauen. Aber auch viele Männer ziehen es vor, neben ihrem Job die D-Jugend des lokalen Hockeyklubs zu trainieren. Selbst Wouter Bos hielt sich als Chef der Arbeitspartei den Freitag als *papadag* (Vatertag) frei. Ältere Leute amüsieren sich lieber, statt in der Arbeit aufzugehen. Auf sommerlichen Kulturfestivals wimmelt es von kerngesunden *sixty-something*, die das Leben sichtlich geniessen.

Diese Work-Life-Balance sorgt für Zufriedenheit. 2007 gab kein Land der Welt mehr Geld für Kindereinrichtungen aus. In einer Gallup-Zufriedenheitsstudie, die 2010 in 146 Ländern durchgeführt wurde, rangierten die Niederlande an dritter Stelle hinter Dänemark und Kanada. Auch der «Happiness Report» der Vereinten Nationen wies auf einen interes-



Der Standort ist alles: Welthafen Rotterdam.

santen Aspekt hin: In Dänemark und den Niederlanden wurde ein «hohes Mass an Gleichheit in der Verteilung von Zufriedenheit» beobachtet. Auch eine Stärke des niederländischen Modells: Die Menschen teilen gern.

Mir fiel das auf, als ich 2010 in Rotterdam eine sogenannte schwarze Schule besuchte. *Zwarte scholen* sind Institutionen, auf die fast nur noch Kinder von Einwanderern gehen. Wenn man Leuten wie Geert Wilders glauben soll, laufen dort nur messerschwingende arbeitslose Islamisten herum. Ich kann das nicht bestätigen. Ich war gekommen, um eine Englischprüfung für Sechzehnjährige zu beobachten. Ich fand eine friedliche Schule vor, vielsprachig flogen Wortfetzen hin und her wie in einem Werbespot. Schwarze Kids, niederländisch-marokkanische Mädchen mit oder ohne Kopftuch und ein paar Weisse betraten das Klassenzimmer, angeregt miteinander schwatzend. Die Prüfung war schwerer, als ich gedacht hatte. Die Schüler mussten aktuelle Zeitungsartikel und Anzeigen in allen Nuancen verstehen. Ich kenne kein anderes Land, wo durchschnittlich begabte Teenager eine solche Prüfung bestehen würden. Trevor Phillips, Chef der britischen Kommission für Gleichstellung und Menschenrechte, erzählte mir einmal, er habe bei einem Arbeitsbesuch in

niederländischen Schulen erlebt, wie schwarze und braune Dreizehnjährige in fließendem Englisch ihre Kritik an der niederländischen Gesellschaft vorbrachten. Kein Wunder, dass niederländische Schüler in Pisa-Studien bei Sprachkenntnissen europaweit den zweiten Rang erreichen, gleich hinter Finnland.

Einwanderer steigen schnell auf

Untersuchungen zeigen durchweg, dass die nichtwestlichen Einwanderer, die in den 1960ern ins Land kamen, rasch aufgestiegen sind. Frits Bolkestein, ein rechter Politiker, der in den 1990ern als Einwanderungskritiker hervortrat, sagte mir unlängst: «Die Integration von nichtwestlichen Zuwanderern funktioniert in einigen Bereichen inzwischen viel besser, besonders im Bildungssektor.» Viele Einwandererkinder kommen aus bildungsfernen Familien, die zu Hause kein Niederländisch sprechen. Der Staat reagiert auf dieses Problem mit besonders grosszügiger Förderung der «schwarzen Schulen». Während in den USA Schulen in reichen weissen Vierteln deutlich mehr Geld (aus Steuermitteln) bekommen als Schulen in einem schwarzen Getto, ist es in den Niederlanden umgekehrt. *Zwarte scholen* sind so gut ausgestattet, dass viele weisse Eltern ihre Kinder am liebsten dorthin schicken würden.



Bürgermeister von Rotterdam: Ahmed Aboutaleb.

In den letzten Jahren haben sich die Befürchtungen hinsichtlich der niederländischen Muslime gelegt. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 herrschte grosse Sorge, dann im Mai 2002, als der islamkritische Populist Pim Fortuyn erschossen wurde (ausgerechnet von einem weissen Tierschutzaktivisten), und schliesslich 2004, als der Filmregisseur Theo van Gogh von einem islamischen Fundamentalisten niedergestochen wurde. «Wir sind im Krieg», verkündete der damalige Vizepremier Gerrit Zalm noch am selben Abend. Doch allmählich beruhigte sich die Lage, zum Krieg ist es nicht gekommen. Ältere Damen mit kräftigen Waden radeln noch immer durch die Städte. Die ethnischen Unruhen in Paris und London in den letzten Jahren haben in den Niederlanden kein Echo gefunden. Ahmed Aboutaleb, der niederländisch-marokkanische Bürgermeister von Rotterdam, gehört zu jenen Politikern, die sich in den letzten zehn Jahren als Minderheitenvertreter einen Namen gemacht haben.

Natürlich sind auch die Niederlande von der Krise betroffen. In diesem Hightech-Land gibt es für Bildungsferne wenig zu tun. Viele wählen Wilders oder die linksextremen Sozialisten. Aber das Land hatte es noch relativ gut in der Krise. Anders als in Spanien und Italien mit ihren rigiden Arbeitsmarktvorschriften haben viele junge Leute einen Teilzeitjob, so dass die meisten von ihnen Arbeit finden. Die Arbeitslosigkeit ist mit 5 Prozent die zweitniedrigste in der EU, nach Österreich. Die Staatsverschuldung liegt bei 65 Prozent des BIP (gegenüber durchschnittlich 87 Prozent in der Euro-Zone).

Die grössten Menschen der Welt

Auch nachkommende Generationen dürften einigermaßen entspannt in die Zukunft schauen. Das Vermögen der niederländischen Rentenkassen belief sich 2010 auf 134 Prozent des BIP, das ist so viel wie vermutlich nirgendwo sonst auf der Welt. Und wenn es eine Nation gibt, die mit dem Klimawandel fertig wird, dann ist es das Land mit den Deltawerken.



Grosszügiges Förderangebot des Staates: zwarte school in Rotterdam.

Gewiss, die Niederländer haben extrem hohe Hypothekenschulden. Die nächste Regierung, die im September gewählt werden soll, wird die zurzeit absurd grosszügigen Steuervergünstigungen für Hausbesitzer abschaffen müssen. Aber diesen schmerzhaften Einschnitt wird das Land schon verkraften. Nur Tage nachdem die Regierung im letzten Monat im Streit über die Haushaltskürzungen auseinanderbrach, haben sich mehrere Parteien – links, rechts, Mitte – bereits über die Grundsätze eines Sparpakets verständigt. Das Poldermodell lebt.

All das fügt sich zum Bild eines Paradieses mit schlechtem Wetter. Sichtlicher Ausdruck der Erfolgsgeschichte ist die körperliche Erscheinung der Menschen. In den letzten hundert Jahren sind die Niederländer um durchschnittlich zwanzig Zentimeter gewachsen, sie sind die grössten Menschen der Welt. Körpergrösse hängt weitgehend von guter Ernährung und Gesundheit ab. Kinder wachsen nicht, wenn sie krank werden. Dank staatlicher Kinderfürsorge entwickeln sich sogar die Kinder von kleinwüchsigen türkischen Gemüsehändlern zu Hünen. Der Durchschnittsniederländer



Vorsitzender der Freiheitspartei: Geert Wilders.

misst 181 Zentimeter, die Niederländerin 178 Zentimeter. Und die Leute wachsen immer weiter, wie in einem Horrorfilm. Diesen Wandel verkörpert ein Freund von mir, ein Technokrat, knapp zwei Meter gross, dessen Urgrosseltern 1954 in *National Geographic* als typische Käsebauern porträtiert worden waren. Wenn alle Länder das niederländische Modell kopieren, wird niemand mehr in die üblichen Flugzeugsitze passen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Im Durchschnitt hat eine Familie 1,51 Kinder.

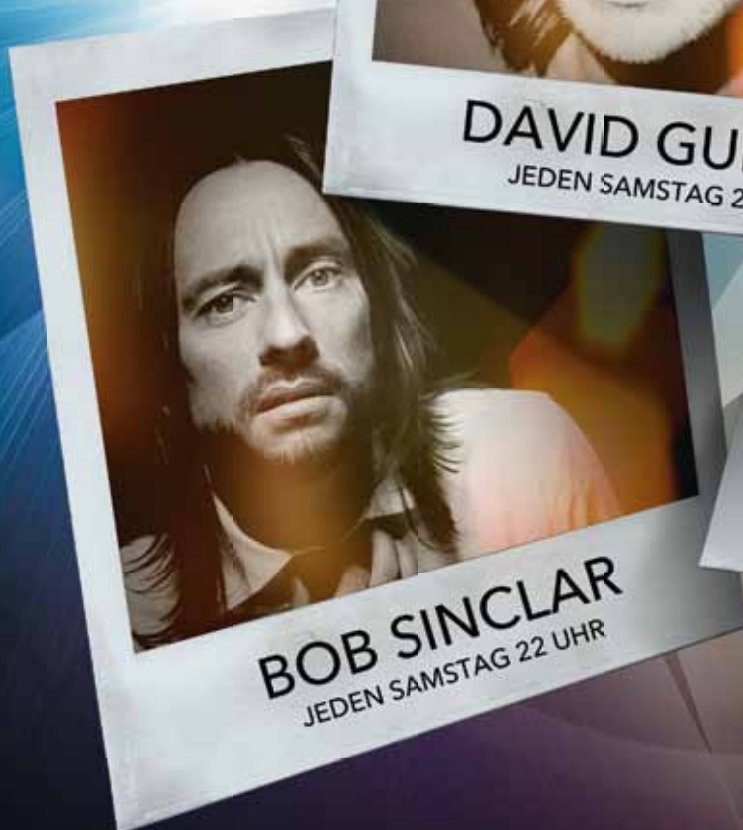


Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt, wir interessieren uns für Sie. Deshalb bieten wir mit myFlex eine Produktlinie, die sich Ihren Bedürfnissen und Ihrem Budget anpasst.

Lassen Sie sich von uns beraten: In einer der 120 Agenturen, per Telefon 0844 277 277 oder auf www.css.ch. **Ganz persönlich.**



DIE BESTEN DJ'S EXKLUSIV AUF



JETZT ÜBERALL

AUCH AUF **105 DAB+** (DIGITALRADIO), **105.CH**

Energie für Hunderte Jahre

Weltweit gibt es riesige Vorkommen an sogenanntem Methanhydrat. Bis jetzt war das darin gelagerte Gas nicht nutzbar. Amerika meldet nun einen erfolgreichen Test zur Förderung der Ressource. Es könnte der Auftakt zu einer Energierevolution sein. *Von Alex Reichmuth*

Die Meldung lässt aufhorchen: Vor wenigen Tagen gab das amerikanische Energiedepartement (DOE) bekannt, in Alaska erfolgreich einen «noch nie dagewesenen» Technologietest beendet zu haben, um Erdgas aus Methanhydrat zu fördern. Es sei gelungen, einen stetigen, zuverlässigen Fluss an Gas zu erzeugen. Partner des DOE bei diesem Experiment zwischen Mitte Februar und Anfang April waren der Energiekonzern Conoco Phillips und die Nationale Gesellschaft für Öl, Gas und Metall Japans.

Methanhydrat ist eine der geheimnisvollsten Substanzen und eine der vielversprechendsten Energiere Ressourcen. Es besteht aus Methanmolekülen, die jeweils von mehreren Wassermolekülen eingeschlossen sind und zusammen einen festen, eisähnlichen Stoff bilden. Allerdings ist Methanhydrat nur unter ganz bestimmten Bedingungen beständig: Der Druck muss mindestens so gross sein wie in 400 Meter Wassertiefe, die Temperatur zwischen zwei und vier Grad Celsius liegen. Ansonsten zerfällt Methanhydrat, und das darin enthaltene Gas entweicht. Gegeben sind diese Bedingungen insbesondere an den Kontinentalabhängen im Meer und unter den Dauerfrostböden der Polargebiete.

Es gibt sehr viele Orte der Welt, an denen Methanhydrat vorkommt – namentlich an den Abhängen der Kontinentalsockel. Die Reserven sind mit geschätzten zwölf Billionen Tonnen fast unvorstellbar gross. Darin ist etwa doppelt so viel Kohlenstoff enthalten wie in allen bekannten Öl-, Kohle- und sonstigen Gasvorkommen zusammen. Wäre Methanhydrat nutzbar, könnte der Energiebedarf der Menschheit für Hunderte, wenn nicht sogar für tausend Jahre gedeckt werden.

Bis jetzt war der Stoff aber nicht nutzbar. Jeder Versuch, Methanhydrat direkt abzubauen, scheitert, weil sich dabei die Druck- und Temperaturverhältnisse verändern und die Substanz sich rasch auflöst. An die Erd- oder Meeresoberfläche gebracht, verflüchtigt sich Methanhydrat rascher als Eis unter der Wüstensonne. Erfolgversprechender sind Bestrebungen, das Gas vor Ort aus dem Methanhydrat zu lösen und abzupumpen. Das ist beispielsweise mit der Injektion von Kohlendioxid (CO₂) in Methanhydrat-Formationen möglich. Die CO₂-Moleküle ersetzen dabei die Methanmoleküle, womit sich Methanhydrat in CO₂-Hydrat umwandelt und die kohleähnlichen Flöze damit erhalten bleiben. Genau

das scheint im jüngsten Experiment in Alaska gelungen zu sein.

Methanhydrat ist eine vielversprechende Substanz – aber auch eine, die viele Umweltängste generiert. Sollten die Meerestemperaturen infolge der Erderwärmung steigen, könnte ein verhängnisvoller Auflösungsprozess von Methanhydrat einsetzen. Gewaltige Mengen Methangas würden in die Luft entweichen. Da Methan ein 23fach stärkeres Klimagas als CO₂ ist, würde dies die Atmosphäre zusätzlich anheizen, was zum Abschmelzen von noch mehr Methanhydrat führte. Eine solcher Rückkopplung scheint vor 55 Millionen Jahren eine fast schlagartige Erderwärmung ausgelöst zu haben. Geologen fanden in Gesteinen, die damals entstanden, Belege für einen schnell steigenden Methangehalt der Luft.

Lagerungsstätte für CO₂?

Auch eine allfällige Nutzung von Methanhydrat geht mit Befürchtungen einher. Dessen Abbau könnte ganze Kontinentalabhänge ins Rutschen bringen, was die Flora und Fauna unter Wasser zerstörte und an der Meeresoberfläche eventuell Tsunamis auslöste. Zudem handelt es sich bei Methan um einen fossilen Brennstoff, dessen Nutzung den weltweiten CO₂-Ausstoss vergrösserte. Umgekehrt könnte sich die Fördermethode, die im Experiment in

Alaska getestet wurde, als positiv für die Umwelt entpuppen. Gelingt es, das Hydrat bei der Gasgewinnung zu erhalten – indem wie erwähnt die Methanmoleküle durch CO₂-Moleküle ersetzt werden –, blieben die Strukturen im Meer oder im Boden stabil. Vor allem aber ergäbe sich eine Möglichkeit, in fossilen Kraftwerken abgeschiedenes CO₂ dauerhaft zu lagern, was die Klimaproblematik sogar entschärfen würde.

Das amerikanische Energiedepartement ist voller Hoffnung, dass der Durchbruch bei der Nutzung von Methanhydrat möglich ist. Es setzt bereits in diesem Jahr zusätzliche 6,5 Millionen Dollar ein, um weitere Experimente zu starten. Auch wenn diese erfolgreich sind, dürfte es noch etliche Jahre dauern, bis die grossflächige Gasförderung aus Hydrat Wirklichkeit wird.

Bei der Förderung einer anderen Gasressource – derjenigen, die in Schiefergestein enthalten ist – hat es allerdings mit Verzögerungen und Rückschlägen ebenfalls mehrere Jahrzehnte gedauert, bis der technologische und wirtschaftliche Durchbruch erfolgte. Seit einigen Jahren aber revolutioniert Schiefergas die nordamerikanische Gasförderung. Die US-Gaspreise sind auf einen Bruchteil von vorher gesunken. Bei der Förderung von Methanhydrat könnte es ähnlich kommen. ○



Erfolgreiches Experiment: Förderanlage in Alaska.

Gas geben ohne Bremse und Steuer

Die Pubertät beginnt immer früher. Gleichzeitig dauert es länger, bis die Jugendlichen erwachsen werden. Das Resultat? Ein Übermass an adoleszenter Verrücktheit. Zwar sind Teenager intelligent wie nie zuvor, aber ihr Wissen hilft ihnen nicht weiter. *Von Andreas Kunz*

Es ist der bekannte Ausruf entsetzter Eltern von Pubertierenden: «Was um aller Welt hat er sich dabei gedacht?» Warum baut der Sohn betrunken einen Unfall, wenn wir ihm doch erklärt haben, wie gefährlich es ist, unter Alkoholeinfluss Auto zu fahren? Warum ist die Tochter, die alles über Verhütung weiss, schwanger geworden von einem Kerl, den sie nicht einmal mag? «Was passierte mit unserem talentierten Kind, dass es die Schule abbrach und seither ständig den Job wechselt und immer noch bei uns Eltern wohnt?»

Schwierigkeiten mit Heranwachsenden gab es schon immer. Neue Untersuchungen zeigen aber, dass das menschliche Gehirn heute mit bisher unbekanntem Problemen fertig werden muss. Einerseits beginnt die Pubertät immer früher. Die Gründe dafür sind unklar. Die meisten Wissenschaftler vermuten die Ursache darin, dass Kinder heute mehr essen und sich weniger bewegen als früher. Andererseits ist erwiesen, dass die Menschen immer später ein erwachsenes Leben führen, später ihre Ausbildung abschliessen, einem Beruf nachgehen oder eine Familie gründen.

Was bedeutet es für unser Gehirn, wenn Kinder früher pubertieren – aber später erwachsen werden? Diese Frage stellte sich die Entwicklungspsychologin Alison Gopnik, Professorin an der renommierten kalifornischen Berkeley University, kürzlich in einem Artikel im *Wall Street Journal*. Ihre Antwort ist klar: «Das Resultat ist ein Übermass an jugendlicher Verrücktheit.» Zum Glück, schreibt Gopnik beruhigend, seien Entwicklungspsychologen und Neurowissenschaftler daran, diese «neue Verrücktheitsstufe» zu erforschen.

Teenager sehnen sich nach Belohnung

Als Grundlage dient eine «entscheidende neue Erkenntnis»: Es sind zwei verschiedene neurologische und psychologische Systeme im Gehirn, die miteinander interagieren, wenn Kinder zu Erwachsenen werden. Das Problem ist: Während der letzten zwei Jahrhunderte – und vor allem während der letzten Jahrzehnte – hat sich die Entwicklungszeit dieser beiden Systeme drastisch gewandelt. Damit veränderte sich auch die Pubertät, die heute zu ganz neuen Problemen führt. Für Gopnik lautet «die grosse Frage» nun, wie wir diese zwei verschiedenen «Zahnräder» in den Teenager-Köpfen wieder miteinander verzahnen können.

Das erste der zwei Systeme ist zuständig für Gefühle und Motivationen. Es ist das Beloh-



Das menschliche Hirn muss mit bisher unbekanntem Problemen fertig werden.

nungszentrum des Gehirns und dafür verantwortlich, dass sich normale Zehnjährige in ruhelose, kaum zu bändigende und gefühlsstarke Teenager verwandeln, die verzweifelt jedes Ziel erreichen, jedes Verlangen stillen und jede Aufregung erleben wollen.

Neueste Studien legen nahe, dass Pubertierende nicht ruhelos sind, weil sie Risiken unterschätzen, wie lange angenommen worden war. Sondern weil sie Belohnungen überschätzen, sagt Gopnik. Das Belohnungszentrum von Heranwachsenden ist viel aktiver als bei Kindern oder Erwachsenen. Teenager sehnen sich nach Belohnungen und, vor allem: nach dem Respekt der eigenen Peergroup, der Clique von Freunden und Bekannten. Ein befreundeter Entwicklungspsychologe von Gopnik liess Jugendliche in einem MRI riskante Strecken auf einem Fahrsimulator fahren. Das Belohnungszentrum ihres Gehirns leuchtete deutlich stärker, wenn die Probanden dachten, dass sie von ihren Freunden beobachtet würden – und sie begannen gleichzeitig, grössere Risiken einzugehen.

Im zweiten entscheidenden System unseres Gehirns geht es um Kontrolle. Es kanalisiert die aufbrausende Energie und macht sie nutzbar. Das Kontrollsystem hat einen grossen Einfluss auf den Rest des Gehirns und beeinflusst unter anderem den Teil, der für die Motivation und Emotion zuständig ist. Es blockt Impulse und lenkt Entscheidungen, es ermöglicht langfristige Planung und verzögert den Drang nach kurzfristigen Belohnungen.

Das Kontrollsystem entsteht bereits während der Kindheit und entwickelt sich mit jeder Erfahrung, die wir im Leben machen, weiter. Der Mensch lernt, bessere Entscheidungen zu fällen, indem er nicht so gute Entscheidungen korrigiert. Ein guter Planer wird, wer Pläne macht, diese ausführt und die Resultate ständig überprüft. Könnerschaft komme mit Erfahrung, schreibt Gopnik im *Wall Street Journal*. Oder wie es der alte Touristenwitz schon sage: «Wie kommt man zur Carnegie Hall?» – «Üben, üben, üben.»

Erziehung als praktisches Lernen

Jetzt ist die Forscherin bei ihrem entscheidenden Punkt angelangt: In der Vergangenheit funktionierten die beiden Systeme der Motivation und der Kontrolle grösstenteils synchron. In den Jäger-und-Sammler-Gesellschaften beinhaltete die Erziehung hauptsächlich praktisches Lernen. Die Söhne und Töchter hörten ihren Eltern zu, sie schauten – und machten es ihnen nach. Die Heranwachsenden hatten gesammelt, gejagt oder gekocht, um ein gute Sammler, Jäger oder Köche zu werden. Sie haben dies bereits während der Kindheit geübt – so dass im Gehirn die Vernetzung stattfinden konnte, die es braucht, um diese Fähigkeiten später als Erwachsene anwenden zu können. Es war von grossem Vor-

teil, dass die Kinder dies unter elterlicher Aufsicht und Anleitung machen konnten, in einer beschützten Welt, in der Fehler verziehen wurden. Als dann die Motivationsschübe der Pubertät eintrafen, waren sie dazu bereit, nach den Belohnungen zu greifen – mit neuer Intensität und Überschwänglichkeit, aber ebenso mit der Fähigkeit und der Kontrolle, ein Ziel effizient und einigermassen sicher zu erreichen.

Das Problem laut Gopnik ist nun aber, dass sich die Beziehung zwischen diesen beiden Systemen «dramatisch» verändert hat. Die Pubertät tritt früher ein, und damit übt auch das Motivationssystem seinen entscheidenden Einfluss früher aus.

Kinder haben heutzutage sehr wenig Erfahrung mit der Art von Herausforderungen und Aufgaben, die sie als Erwachsene anwenden müssen. Sie haben zunehmend weniger Möglichkeiten, grundlegende Fähigkeiten zu erwerben. Die heutigen Heranwachsenden machen meistens nichts anderes, als zur Schule zu gehen. Es bleibt kaum Zeit für einen Nebenjob, oder sie haben diesen finanziell nicht nötig, da sie bis ins Erwachsenenalter von den Eltern unterstützt werden.

In den Augen von Neurologen waren Pubertierende viel zu lange Erwachsene mit einem Defekt.

Für Gopnik hat sich die Erfahrung, «ein reales Ziel in einer realen Welt in realer Zeit» zu erreichen, zunehmend verzögert – doch genau von diesen Erfahrungen hängt die Entwicklung des Kontrollsystems ab. Gopniks Berkeley-Kollege Ronald Dahl beschreibt das Phänomen in einer anschaulichen Metapher: Die heutigen Teenager entwickeln ein Gaspedal, lange bevor sie steuern und bremsen können.

Das breite Wissen, das wir in der Schule und den Gymnasien lernen, steht für die Entwicklungspsychologin im Widerspruch zu den «fein geschliffenen, kontrollierten und fokussierten Kenntnissen einer besonderen Fähigkeit», zu der Art von Lernen, die in menschlichen Gesellschaften jahrelang praktiziert worden ist. «Die meiste Zeit in der Geschichte der Menschheit haben Kinder ihr Praktikum bereits mit sieben Jahren begonnen, und nicht erst mit 27», schreibt sie im *Wall Street Journal*.

Natürlich hätten sich die Alten schon immer über die Jungen beschwert. «Aber es scheint, dass heute so viele Erwachsene wie nie zuvor zwar enorm intelligent und voller Wissen sind, aber dieses nicht anwenden können, und keine Ziele haben», sagt Gopnik. Sie sind enthusiastisch und kaum zu bändigen – aber unfähig, sich einem Job zu verschreiben oder vor dem Alter von dreissig Jahren eine feste Beziehung einzugehen. Und vor allem gebe es Kinder, die heute bereits mit der harten Reali-

tät von Sex und Macht konfrontiert würden, ohne die Erfahrung und die Impulskontrolle zu besitzen, um eine ungewollte Schwangerschaft oder Gewalt zu verhindern.

Dieses neue Phänomen legt für Gopnik zwei wichtige und oft übersehene Fakten über unseren Geist und unser Gehirn offen. Erstens: Erfahrung formt das Gehirn. Oft denken die Menschen, dass eine Fähigkeit fix und unflexibel ist, wenn sie in einem bestimmten Teil des Gehirns lokalisiert worden ist. Die Wahrheit ist, dass unser Gehirn so unglaublich präzise arbeitet, weil es so sensibel auf Erfahrung reagiert. Es ist unser Gehirn, das unsere Impulse und Erfahrungen kontrolliert – aber ebenso sind es unsere Impulse und Erfahrungen, die unser Gehirn formen.

Kinder sollen arbeiten

Die zweite neue Entdeckung spielt eine entscheidende Rolle, um die menschliche Natur zu erklären. Früher glaubte die Entwicklungspsychologie, dass unsere Gene direkt verantwortlich sind für bestimmte Eigenheiten unseres Verhaltens. Tatsächlich gibt es aber zunehmend Beweise dafür, dass Gene nur der erste Schritt sind von vielen komplexen Entwicklungsstufen. Dass unser Organismus ständig mit unserer Umwelt interagiert – und dass es diese Entwicklungsschritte sind, die das erwachsene Gehirn formen.

Selbst kleinste Veränderungen im Ablauf dieser Entwicklung können zu grossen Veränderungen unserer Persönlichkeit führen. Unser Gehirn ist sehr anpassungsfähig und gesellschaftlichen Veränderungen nicht hoffnungslos ausgeliefert. Seine Flexibilität lässt es zu, immer neue Lösungen auf neue Herausforderungen zu finden.

Viel zu lange behauptete die Gehirnforschung, dass Pubertierende Erwachsene mit einem Defekt seien – Heranwachsende mit einem fehlenden Teil sozusagen. Heute noch wird in gesellschaftlichen Debatten oft gefragt, wann sich bestimmte Teile des Gehirns entwickelten. Ab welchem Alter beispielsweise Jugendlichen erlaubt werden solle, Auto zu fahren, zu heiraten oder abstimmen zu gehen – oder ab wann sie die volle Verantwortung für Straftaten übernehmen müssten. Die neue Sichtweise auf das erwachsene Gehirn zeigt jedoch, dass dieser Teil des Gehirns nicht einfach entsteht oder auftaucht, sondern dass er richtig instruiert und trainiert werden muss.

Gopniks Forderung aus ihrer entwicklungspsychologischen Forschung lautet: «*Take your child to work!*» Schickt sie in Camps und auf Reisen, lasst sie in den Ferien arbeiten gehen und Verantwortung übernehmen, statt in den Schulen bloss graue Theorie zu lernen. Es ist ein Plädoyer gegen den herrschenden Akademisierungswahn. Und für das praktische Lernen, wie es beispielsweise im Schweizer Berufssystem erfolgreich angewandt wird. ○

Triumph des schlechten Geschmacks

In der Kunstwelt werden für depressive Gemälde, Fäkal-Installationen und eingelegte Tierkadaver Millionen von Franken ausgegeben. Und der Medienkonzern Ringier bezahlt einen Künstler dafür, seinen Geschäftsbericht auf Toilettenpapier zu drucken. Wie kommt das? *Von Rico Bandle*

1961 bot der italienische Künstler Piero Manzoni 90 Konservendosen zum Verkauf an. Sie waren gefüllt mit je 30 Gramm seiner Exkreme. In vier Sprachen war der Inhalt auf den Dosen angeschrieben: «Künstlerscheisse». Der Preis richtete sich nach jenem des Goldes: 33.60 Dollar kosteten damals 30 Gramm des glänzenden Edelmetalls, den gleichen Betrag verlangte Manzoni für die Dosen.

Manzoni nahm damit die Kunstszene auf die Schippe, in der alles zu Geld gemacht werden könne, was nur die Unterschrift eines Künstlers trage. Zu seinem eigenen Erstaunen fand er tatsächlich Käufer. Wie viele Dosen er 1961 konkret absetzte, ist nicht überliefert; heute jedenfalls sind sie eine äusserst begehrte Ware: Die Dosen stehen in den Sammlungen der bedeutendsten Museen der Welt, im Jahr 2008 wurde die Konserve No. 83 für unglaubliche 97 250 Pfund (damals umgerechnet rund 185 000 Franken) im Auktionshaus Sotheby's versteigert. Manzoni's Ausscheidungen erzielen damit eine weit höhere Wertsteigerung als das boomende Gold – ein Traum für jeden Anleger.

Manzoni hat diese wundersame Marktentwicklung nicht miterlebt, er starb 1963 im Alter von nur 29 Jahren an einem Herzinfarkt. Über den heutigen Preis hätte er wohl ungläubig gestaunt: Seine Arbeit, die sich darüber lustig macht, dass sich in der Kunstwelt Scheisse wie Gold verkauft, ist zum Selbstläufer geworden. Ein ironischer Nebenaspekt der Geschichte: Ein ehemaliger Assistent Manzoni's behauptet, dass die Dosen gar keine Ausscheidungen enthalten, sondern Gips – andere Weggefährten des Künstlers wiederum bestreiten dies. Eine Dose öffnen und nachsehen tut aber niemand, wer will schon ein so lukratives Anlageobjekt zerstören.

Michael Ringiers Klo-Rolle

Dass Experten und Kunstkritiker dazu neigen, Sperriges und Abstossendes hochzujubeln und alles Populäre und Schöne als «dekorativ» oder «zweitrangig» abzuwerten, daran hat man sich gewöhnt. «Es gibt nichts Schlimmeres als guten Geschmack», meint zum Beispiel der renommierte britische Kunstkritiker Jonathan Jones. Diesen Satz haben sich Kuratoren, Sammler und Kunstförderer in den letzten Jahrzehnten zum Programm gemacht. Dass auch der Kunstmarkt am Ekligsten Gefallen findet, erstaunt schon eher. Mit Edvard Munchs «Schrei» erzielte kürzlich ein Gemälde einen

neuen Auktionsrekord, das Depression und Verzweiflung zum Ausdruck bringt. Ein anonym Käufer bezahlte 120 Millionen Dollar für ein vergleichsweise kleines Gemälde, das kein Mensch freiwillig in sein Wohnzimmer hängen würde. Der «Schrei» ist allerdings eine Ausnahmeerscheinung: Das Motiv ist dermassen berühmt, dass ein Scheich das Bild als

Hat sich Verleger Ringier vom Künstler verarschen lassen, im wahrsten Sinne des Wortes?

Aushängeschild für ein neues Museum nutzen könnte – und damit Hunderttausende von Besuchern anlocken.

Selbst wenn kein solcher Effekt erwartbar ist, spätestens seit Marcel Duchamp 1917 ein Pissoir ins Museum stellte und zur Kunst erklärte, sind Sammler und Museen bereit, hohe Preise für Werke zu bezahlen, die eigentlich zum Toiletteninventar gehören. Seit vielen Jahren beauftragt der Medienkonzern Ringier jedes Jahr einen namhaften Künstler, seinen Jahresbericht zu gestalten – und lässt ihm dabei völlig freie Hand. Letztes Jahr kam der Italiener Maurizio Cattelan zum Zug, der durch Skulpturen wie den durch einen Stein totgeschlagenen Papst oder einen knienden Hitler bekanntgeworden war. Mit dem Resultat, dass der Ringier-Jahresbericht 2011 aus einer Rolle Toilettenpapier besteht.

Ein Jahresbericht, mit dem man sich den Hintern putzen kann, das passt zu einem Konzern, der Boulevardmedien wie den *Blick* herausgibt, mag der Zyniker denken. Nach der Publikation

wurde gespottet: Verleger Michael Ringier habe sich von dem Künstler – um im Jargon der Fäkal Kunst zu bleiben – verarschen lassen, im wahrsten Sinne des Wortes. In der Kunstszene wagt allerdings kaum jemand einen solchen Spruch laut zu äussern: Niemand will die Party stören.

Mit Absicht hässliche Bilder malen

Bestand das Geschick der Kunst einst darin, die Komposition, die Perspektive und die exakte naturalistische Wiedergabe zu beherrschen, so stehen heute Zynismus und Hässlichkeit im Zentrum. Der gefeierte deutsche Maler Georg Baselitz gab in einem Interview mit dem *Spiegel* 2007 zu: «Als junger Mann wollte ich mit Mist, mit Schlamm, mit Unfarben, mit Schwarzweiss wirklich schlechte Bilder machen, die auffallen.» Die Wahrheit ist: Viele zeitgenössische Künstler machen ein Le-



Frei von Ironie: Hirschhorns «Davos».



Zum Gaudi der Kunstszene: Jonathan Meese.



Ästhetisierung des Widerlichen: Damien Hirst.

ben lang nichts anderes als schlechte Bilder. Mit gutem Grund: Diese gelten heute als gute Kunst, wie 2008 die Ausstellung «Bad Painting – good art» im Wiener Museum Moderner Kunst zeigte. «Bad Painting», seit den 1970er Jahren eine Bezeichnung für verschiedene Gegenbewegungen zur etablierten Malerei, ist heute anerkannter Mainstream, vergleichbar dem Punk in der Mode.

Wie konnte es so weit kommen? Der US-Philosoph Stephen Hicks beschäftigte sich intensiv mit dem Thema. «Natürlich sind die grossen Werke der Kunstwelt des 20. Jahrhunderts hässlich. Natürlich sind viele anstössig. Natürlich hätte in vielen Fällen ein Fünfjähriger ein vergleichbares Produkt herstellen können. Diese Argumente sind unbestreitbar, aber leider völlig nebensächlich. Die wichtige Frage ist: Warum adoptierte die Kunstwelt des 20. Jahrhunderts das Hässliche und Widerliche? Warum wandte sie all ihre kreativen Energien und Klugheit dem Trivialen und der selbsternannten Sinnlosigkeit zu?», fragt er in einem 2004 veröffentlichten Essay. Und er geht die moderne Kunstgeschichte durch, mit der Verabschiedung des Naturalistischen durch Munch und Picasso über Duchamps Pissoir bis zu einer Kunstausstellung im Jahr 2000, in der die Gäste gebeten wurden, einen Goldfisch in einen Mi-

schung dafür, weshalb Künstler sich am Hässlichen orientieren: «Jeder, der einmal zu malen versucht hat, merkt irgendwann, dass er niemals so gut wie Caravaggio oder Rembrandt sein wird. Aus dieser Frustration, dieser narzisstischen Kränkung entsteht der Reflex: Wenn ich schon nicht so gut malen kann wie Caravaggio, dann will ich wenigstens das schlechteste Bild der Welt gemalt haben.» Auch die neuen technischen Möglichkeiten spielen eine Rolle: Seit der Erfindung der Fotografie und des Films ist die exakte naturalisti-



Traum jedes Anlegers: Manzonis Exkremente.



Teures Toiletteninventar: Duchamps Pissoir.



Bilanz: Ringier-Jahresbericht 2011.

xer zu legen und das Gerät einzuschalten. Hicks meint, die «konstante Negativität und Zerstörungswut» in der Kunst sei ursprünglich eine Reaktion der eher linksstehenden Avantgarde-Künstler auf die zunehmende Verbreitung des Liberalismus und der freien Märkte. Die Angst vor einer «Entseelung und Zerstörung der Menschheit» durch die technische und politische Entwicklung sei eine wichtige Triebkraft gewesen.

Zehn Millionen für tote Haifische

Der Berliner Kunsthistoriker und Buchautor Christian Saehrendt lieferte bei einer Veranstaltung im Rahmen der Wiener «Bad Painting»-Ausstellung eine einfachere Erklärung

sche Wiedergabe durch Maler obsolet geworden.

Aber muss deswegen die Kunst hässlich sein? «Was hässlich ist, liegt im Auge des Betrachters», sagt der Zürcher Galerist Andrea Caratsch. Er hat an der legendären Auktion des britischen Künstlers Damien Hirst im September 2008 – am Tag, als Lehman Brothers pleiteging – mehrere Werke erworben, darunter eine Installation mit vier eingelegten Haifischkadavern. Fast alle Werke konnte er mittlerweile weiterverkaufen, die Haifische gingen für rund zehn Millionen Franken an einen amerikanischen Sammler. Auch ein Hirst-Bild bestehend aus Hunderten toter Fliegen oder eines voller ausgedrückter Zigarettenstum-

mel stellte er vor zwei Jahren aus. Das Besondere an Hirst: Er vermag das Widerliche zu ästhetisieren, tote Fliegen sehen in der Masse mit ihren glänzenden Körpern tatsächlich erstaunlich schön aus, ebenso die eingelegten Haifische.

Kein Interesse an Ästhetik zeigt hingegen der Schweizer Künstler Thomas Hirschhorn. Die Hässlichkeit ist bei ihm Programm, ohne einen Hauch von Ironie: Er benutzt nur Billigmaterial, seine Installationen werden durch Unmengen braunes Verpackungsklebeband zusammengehalten. Er hat keine Mühe, in seinen hochpolitischen Werken Terrorbilder mit abgetrennten menschlichen Gliedmassen zu zeigen. Dem Erfolg tut dies keinen Abbruch: Hirschhorns Installationen werden für

Die vermeintlichen Kunstrebellen sind längst Teil des Establishments.

mehrere zehntausend Franken gehandelt, 2010 liess sich das Kunsthaus Aarau Hirschhorns raumfüllendes Werk «Wirtschaftslandschaft Davos» 280 000 Franken kosten.

Fäkalkunst als Geschäftsmodell

Bei den an Müllhalden erinnernden Installationen Hirschhorns kann man immerhin ein ernsthaftes Anliegen des Künstlers erkennen, andernorts fällt das oft schwer. Ein Superstar der Szene ist der deutsche Jonathan Meese. Er macht sich einen Spass daraus, in wilden Performance-Anlässen Farbe um sich zu werfen und dabei unverständliche Parolen von sich zu geben. Seinen Körper pflegt er nicht, umso mehr aber sein Image: eine Mischung aus Muttersöhnchen und Sektenguru. Dies alles zum Gaudi der schicken Kunstszene, die Meese zu ihrem Messias erhoben hat.

Der Filmregisseur und Fotograf John Waters erklärte kürzlich sein Faible für den Trash: «Die Kunstwerke, die wir heute hassen, sind oft jene, die wir in der Zukunft schätzen und bewundern.» Bloss: Wer hasst denn heute noch das Hässliche? Als der US-Künstler Paul McCarthy seinen hausgrossen, aufblasbaren Hundekot («Complex Shit») vor dem Zentrum Paul Klee in Bern installierte, sorgte das erst für Aufsehen, als eine Sturmböe den Riesenkothaufen davontrug. Ihre provokative oder inspirierende Kraft hat diese Form der Kunst weitgehend verloren.

Die vermeintlichen Kunstrebellen sind längst Teil des Establishments – vom Staat gefördert, von der Szene verhätschelt. Scheisse zu verkaufen, ist keine ironische Protestbezeugung mehr, sondern ein lukratives Geschäftsmodell.

Jeff Koons in der Fondation Beyeler: Seite 56.



Kontrolle total: Die drei Burgen bildeten das Bollwerk Bellinzona.



Der Weg in den Süden

Aus Befreiungskämpfern werden Eroberer. Vor allem Uri drängt es Richtung Norditalien. Zwischen 1400 und 1515 erobern die Eidgenossen das heutige Tessin. Ein turbulentes Wechselspiel von Niederlagen und Triumphen. *Von Peter Keller*

Es ist der strategische Zankapfel auf der südlichen Gotthardroute: Bellinzona oder Bellenz, wie die deutschsprachigen Eidgenossen das Städtchen am Eingang zur Magadinoebene nennen. Die Befestigung bildet einen Riegel quer über das ganze Tal. Wer vom Norden her reist, muss zwangsläufig hier vorbei. Auch jene Händler und Passanten, die aus dem Bündnerland via San Bernardino das Misox herunterkraxeln. Noch heute thronen drei gestaffelte, schroff wirkende Burgen über dem Tessiner Hauptort. Bis in die Neuzeit läuft

eine Wehrmauer hinüber zu den Berghängen auf der anderen Talseite. Kontrolle total.

Mit der steigenden Bedeutung der Nord-Süd-Strecke wuchs auch das Interesse der Innerschweizer an Bellinzona und den «en-netbirgischen», jenseits der Berge liegenden Talschaften. Es locken Mailands lukrative Märkte. Besonders die Urner drängen über den Gotthard ins italienische Gebiet. Wohin sonst? Während andere Orte wie Zürich oder Bern Richtung Mittelland expandieren können, ist der Bergkanton gewissermassen von

Bündnisgenossen umstellt (Bern, Glarus, Schwyz, Unterwalden). So bleibt nur die Orientierung nach Süden. Dass heute regenmüde Deutschschweizer ihren Zweitwohnsitz im Tessin geniessen können, ohne dafür die Landesgrenzen verlassen zu müssen, ist allerdings einer turbulenten Vorgeschichte geschuldet: einer über hundert Jahre andauernden Serie von Konflikten mit wechselhaftem Kriegsglück.

Wie bei anderen Beispielen (auch die Stadt Luzern drang auf diese Weise in ihr Umland



chen sprechen, sind sich die Gebirgsvölker dies- und jenseits des Gotthards in ihrem Unabhängigkeitsdrang einig. Wenigstens vorläufig: Uri wird ab 1480 (bis 1798) einen Landvogt stellen, die Tagesgeschäfte aber lokalen Beamten überlassen, so dass die Leventina recht grosse Autonomie geniesst. Gleichwohl kommt es immer wieder zu Reibereien, die 1755 sogar in einem blutigen Aufstand gipfeln.

1403 verbünden sich Uri und Obwalden mit der Leventina. 1407 werden die Freiherren von Sax-Misox ins Landrecht (eine Art exterritoriale Einbürgerung von Land und Leuten) aufgenommen, um ihnen schliesslich 1419 die Herrschaft über Bellinzona für ein paar hundert Gulden endgültig abzuluchsen. Gleichzeitig erfolgen mehrere spontane, wenig organisierte Züge ins Eschen-, Maggia- und

Besonders die Urner drängen über den Gotthard ins italienische Gebiet. Wohin sonst?

Verzascatal. Damit bringen die Urner (und Verbündete) innerhalb von zwei Jahrzehnten ein Gebiet unter ihre Kontrolle, das weit grösser ist als das eigene Kernland.

Allerdings hat sich Mailand inzwischen stabilisiert und eine Gegenoffensive gestartet. Ohne weitere Kriegsansage überfällt am 4. April 1422 der kampferprobte Condottiere (Bezeichnung für einen italienischen Söldnerführer) Francesco Graf von Carmagnola Bellinzona. Er macht die Besatzung nieder und übernimmt die Festung.

Urner und Unterwaldner rücken unverzüglich aus, verstärkt durch einige Abordnungen aus Luzern und Zug. Die übrigen Eidgenossen lassen sich Zeit, viel Zeit. Sie engagieren sich nur widerwillig oder überhaupt nicht an den ennetbirgischen Expeditionen. Von einer gemeinsamen Aussenpolitik ist die Eidgenossenschaft weit entfernt. Ohne äussere Bedrohung zerfällt das Gebilde immer wieder in einen planlosen Streithaufen. Bald werden die Orte im Alten Zürichkrieg (1436–1450) sogar übereinander herfallen. Erst als sich auch die politisch und militärisch wichtigen Schwyzer, Zürcher und Berner ennet dem Gotthard einschalten, sind die Unternehmungen von Erfolg gekrönt. Doch davon später.

Zunächst holen sich die Eidgenossen eine blutige Nase. Rund 2500 junge Krieger waren über den Gotthardpass die Leventina hinuntergeeilt und sofort auf Bellinzona losgestürmt. Der Überraschungsangriff verpufft. In der Folge zieht sich der Harst etwa zwei Kilometer nördlich zurück, um die Kontingente der übrigen Orte abzuwarten. Das taktische Unvermögen geht in die nächste, weit verhängnisvollere Runde. Obschon ihr Lager unmittelbar vor dem bestens befestigten Bellinzona liegt, benehmen sich die Eidgenossen

vor) erfolgte die Expansion in zwei Phasen. Zunächst weitet Uri seinen Einfluss politisch aus, indem es das Urserengebiet, jenes Hochtal zwischen Oberalp- und Furkapass mit dem Hauptort Andermatt, 1410 ins «ewige Landrecht» aufnimmt (siehe Karte S. 49). Faktisch wird Urseren zum privilegierten Protektorat. Uri vertritt die Bewohner an den Tagsatzungen der Eidgenossenschaft und gewährt ansonsten weitgehende Freiheiten inklusive eigenständiger Talgemeinden. Erst 1803 wird Urseren auch formell im Kanton Uri aufgehen.

Gebirgsvölker mit Unabhängigkeitsdrang

Die Innerschweizer hatten Nachfolgestreitereien im Herzogtum Mailand nach dem Tod des mächtigen Gian Galeazzo Visconti (1351–1402) umgehend ausgenützt und waren dem Hilferuf der Leventiner gefolgt, die so das Joch der norditalienischen Herren abzuschütteln vermochten. Obwohl sie verschiedene Spra-

Ennetbirgische Feldzüge

Zahlen und Fakten

1422 erleiden die Eidgenossen eine vernichtende Schlappe vor Arbedo. 1478 gelingt die Revanche: Bei Giornico schlagen rund 200 Eidgenossen, verstärkt durch 400 Leventiner, ein 10 000 Mann starkes mailändisches Heer.

Ursachen und Anlass

Schon im 14. Jahrhundert beginnt Uri, seinen Einfluss ins heutige Tessin auszudehnen. Die Expansion führt zum Konflikt mit dem mächtigen Herzogtum Mailand, das selber die Täler südlich des Gotthards kontrollieren will.

Folgen und Bedeutung

Mit der Eroberung der ennetbirgischen Vogteien sichert sich die Eidgenossenschaft (vornehmlich Uri) die Gotthardroute und damit die lukrativen Handelswege nach Norditalien. Das Tessin wird 1803 ein eigenständiger Ort.

Chronologie der Ereignisse

1403: Bündnis zwischen Uri, Unterwalden und der Leventina.

1407: Landrecht mit den Freiherren von Sax-Misox.

Ab 1407: mehrere spontane Feldzüge der Eidgenossen ins Eschen-, Maggia- und Verzascatal.

1419: Uri und Obwalden übernehmen von Sax-Misox die Herrschaft Bellinzona

1422: Rückeroberung Bellinzonas durch Mailand (Schlacht von Arbedo).

1444: Die Leventina wird erst an Uri verpfändet und geht 1466 definitiv an Uri

1478: Rund 600 Eidgenossen und Leventiner schlagen ein vieltausendköpfiges Heer aus Mailand (bei Giornico).

1487: Anerkennung der Urner Herrschaft in der Leventina durch Mailand

Um 1500: Eroberung des Bleniotal und der Riviera (Gebiet um Biasca). Übernahme der Herrschaft in Bellinzona.

1512: Ausdehnung der Herrschaft im Tessin bis zu den heutigen Grenzen (Pavierzug).

Ausflugstipp

Die Wehranlagen von Bellinzona sind weitgehend als Museen zugänglich.

völlig sorglos, verzichten auf Spähtrupp, stellen keine Wachen, so dass sich hinter den Wällen der Stadt der Gegner ungestört und unbemerkt sammeln kann.

Konrad Justinger, der 1430 seine Berner Chronik abschloss, kann selber kaum glauben, mit welcher Fahrlässigkeit die Schweizer vorgehen. Sie hätten ihre lombardischen Feinde komplett vergessen, «die doch in massen stark wider si lagen in der stat [Stadt Bellinzona] und uf beiden vestingen [Festungen]». Die Strafe folgte auf dem Fuss, zumal eine grosse Gruppe der eidgenössischen Besatzer, rund 600 Mann, «durch roubens willen» ins benachbarte Misox auszogen – was den umso achtsameren Mailändern nicht entging.

Schlappe von Arbedo wird vertuscht

Am frühen Morgen des 30. Juni 1422 lässt Carmagnola seine Truppen überraschend ausfallen. Die etwa 5000 Reiter sollen das eidgenössische Lager nach allen Regeln überrennen, möglichst viele niedermetzeln, ohne dass sich die Schweizer zur Abwehr organisieren können. So weit der Plan. Tatsächlich glückt die Überraschung. Doch trotz anfänglichem Chaos gelingt es den Eidgenossen, sich zu formieren und ihr berüchtigtes, eng geschlossenes Geviert zu bilden, an dem die lombardischen Reiterattacken unter hohen Verlusten abprallen.

Graf Carmagnola muss erkennen, dass zu Pferd keine Entscheidung zu erzwingen ist. Er lässt seine Reiter absitzen und die Fusstruppen losmarschieren. Obwohl die eidgenössischen Plünderer inzwischen zurückgekehrt sind, ist das Mailänder Heer mit seinen 16 000 Mann zahlenmässig drückend (um das Sechsfache!) überlegen. Immerhin gelingt es den verbliebenen Schweizern, die feindliche Front zu durchbrechen, den Fluss Moesa zu queren und sich die Leventina aufwärts abzusetzen. Auf dem Feld bleiben mehrere hundert Tote liegen – auf beiden Seiten.

In Luzern verbot der Rat seinen Einwohnern, die Heimkehrer wie üblich am See vorne zu empfangen.

Konrad Justinger verfällt am Ende seines Berichts in einen fast jammernden Konjunktiv: «Hettend si denen von zürich gewartet und denen von swiz [Schwyz], oder hettend sie die sechshundert von inen nit gesant, es wer inen bas ergangen.» Hätten sie, hätten sie, wären sie, aber eben: Sie haben nicht. Punkt. Aus. Zu Hause reagiert man verdattert auf die Katastrophe. In Luzern verbot der Rat seinen Einwohnern bei Strafe, die wenigen Heimkehrer wie üblich am See vorne zu empfangen: «sundern must jedermann warten, wem der sin [Seinige] käm oder nit». Vertuschen war angesagt.

Die Schlappe von Arbedo vertieft den eidgenössischen Zwist. Jene Orte, die der Inner-

schweizer Italienpolitik ohnehin skeptisch gegenüberstanden, sahen sich in ihrer Haltung bestärkt. Zürich erinnert in einem Schreiben an Uri und Unterwalden, dass die Leventina ihnen nicht gehöre («nit iro sye»), und hält fest, die Tessiner seien letztlich «irem herrn [dem Herzog von Mailand] ungehorsam worden».

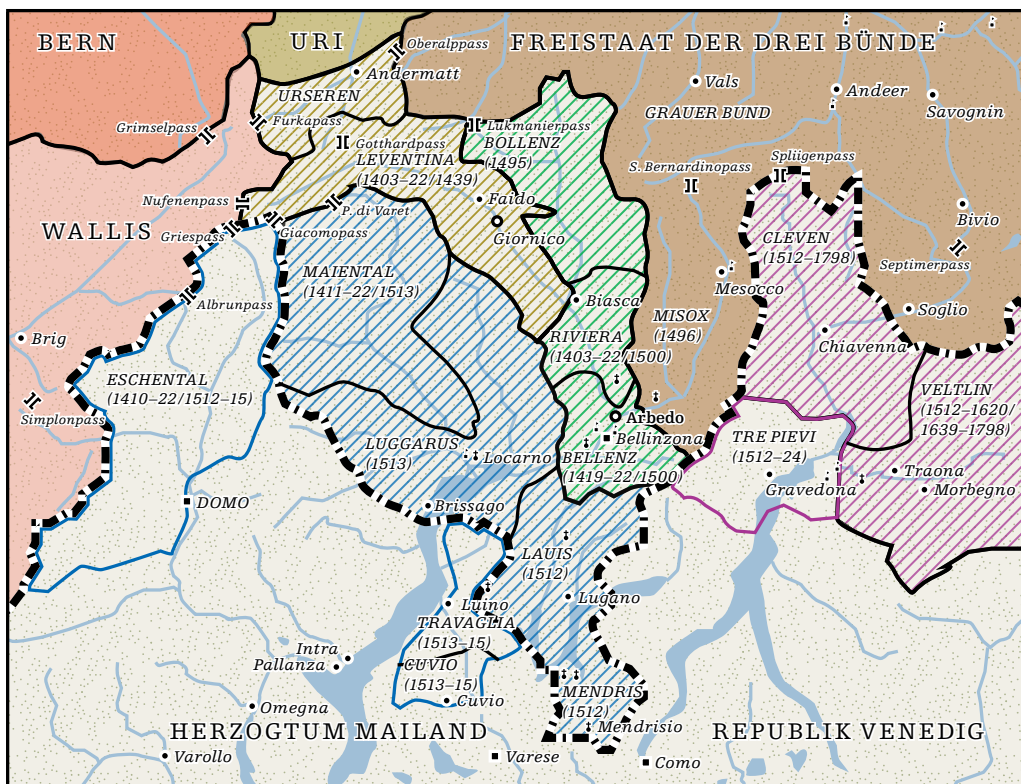
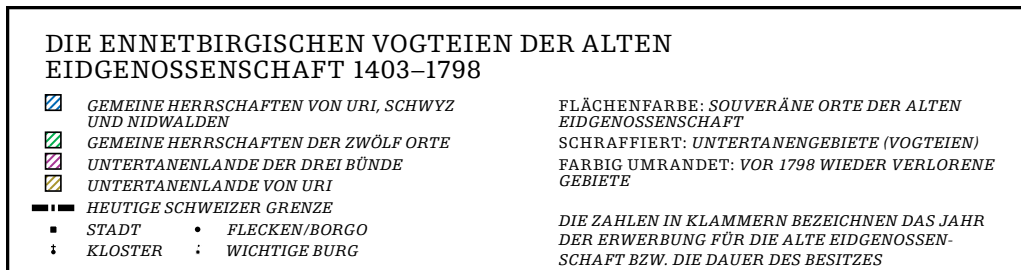
Die Galgen waren schon errichtet

Der Militärhistoriker Hans-Rudolf Kurz zieht Bilanz. Das Geschehen von Arbedo mache die Höhen und Tiefen deutlich, die immer wieder kennzeichnend seien für die altschweizerische Kampfführung: «Vor der Schlacht gebrach es dem eidgenössischen Haufen schwer an Disziplin, und die Führer hatten alle Hände voll zu tun, um die ungebärdigen Krieger zusammenzuhalten. Als aber der Kampf entbrannt war und die Schlacht tobte, wuchs der eidgenössische Haufe zu einer ungeheuren Geschlossenheit und unerhörten Kampfkraft.»

Die wilde Tapferkeit war der Schrecken aller Gegner und habe es den Eidgenossen erlaubt, während Stunden den weit überlegenen Feind immer wieder abprallen zu lassen. Arbedo nimmt die Ereignisse von 1444 bei St. Jakob an der Birs (*Weltwoche* Nr. 16/12) vorweg: Der hel-

denhafte Untergang mehrte nur den Ruf der Schweizer Krieger und Söldner, zumal sich die Bergler auch nach der blutigen Erfahrung von Arbedo keineswegs versteckten. Einige hundert Freischärler wagten die Rückeroberung des Eschentals (siehe Karte), wurden aber von den italienischen Widersachern in Domodossola eingeschlossen, die sich ihrerseits schon kurz vor dem totalen Sieg wähten: Vor den Toren der Stadt waren Galgen für die Inner-schweizer Jungspunde aufgerichtet. Ein allgemeines Aufgebot, dem selbst Berner und Solothurner angehörten, konnte jedoch 1425 die Landsleute befreien und das Tal wieder in eidgenössischen Besitz bringen.

Im gleichen Jahr fand ein weiterer Auszug gegen Bellinzona statt, der aber nicht über das Flüsschen Moesa hinauskam, das vom Misox her in den Ticino mündet. Immerhin sorgte die ständige Unruhe für eine diplomatische Offensive der Mailänder. Statt Waffen lässt der Herzog nun Geld sprechen. Im Friedensvertrag von 1426 geben die sieben beteiligten Orte sämtliche ennetbirgischen Erwerbungen preis – gegen eine namhafte Summe und ein zehnjähriges Zoll-Moratorium auf den Strassen über Bellinzona, Como und Varese nach Mailand. Zudem dürfen die Bewohner der Alpen-



Lukrative Märkte: Alpensüdseite.

täler ihrer proeidgenössischen Haltung wegen nicht bestraft werden. Söldnergruppen bis zu 60 Köpfen erhalten ein Durchmarschrecht.

Der Sieger macht Konzessionen wie ein Verlierer, was die Niederlage von Arbedo für die Schweizer einigermaßen erträglich macht. Was folgt, sind Etappen relativen Friedens und kleinere Scharmützel wie etwa 1449 bei Castione. Doch das Bollwerk Bellinzona bleibt. In einer gesamt eidgenössischen Expedition soll die Festung endgültig fallen. Im November 1478 marschiert ein erstes Kontingent Urner in die Leventina ein und wird von der einheimischen Bevölkerung, die traditionell mit der nahen Mailänder Herrschaft hadert, freudig begrüsst und militärisch unterstützt.

Verstärkt durch die Harste der anderen Orte, errichten die Schweizer vor Bellinzona ein Lager. Die Erstürmung scheitert wie so oft bei ähnlichen Vorhaben. Luzerns Chronist Diebold Schilling fasste die Gründe knapp zusammen: «Und also zoch man gemeinlich für Belentz, und mocht man aber kein geschütz, stett ze beschliessen, oder büchsen dahin bringen.» Die Eidgenossen sind Mann-gegen-Mann-Krieger. Der Transport schwerer Waffen über die steile Gotthardroute war zu beschwerlich. Dazu kam ein dramatischer Wetterumsturz,



600 gegen 10 000: Schlacht bei Giornico, 1478.



Beispielloser Triumph: Denkmal in Giornico.

eine «ungeheure grosse kelti», so dass schon nach zwei Wochen vergeblicher Belagerung die Mehrheit sich wieder heimwärts aufmachte. Von den 8000 Mannen verharreten kaum 200 als Talwache in der unteren Leventina.

Da hatte Mailand bereits ein 10 000 Köpfe starkes Heer gegen Norden entsandt. Dieses interpretierte den eidgenössischen Rückzug als Flucht. Ein erstes fatales Missverständnis. Nun sollten die Truppen gleich vollendete Tatsachen schaffen, die aufmüpfige Leventina unterwerfen, das Tal entvölkern und möglichst weit oben eine zweite, mächtige Wehranlage errichten, um den Urner Eroberungsgelüsten ein für alle Mal den Riegel zu schieben. Der zweite Fehler.

Listig gegen die Mailänder

Die garstigen Verhältnisse wendeten sich plötzlich zum Vorteil der verbliebenen Verteidiger. Mailands Artillerie und Reiterei war in diesem nasskalten Wetter weitgehend nutzlos. So fahrlässig, wie sich die Eidgenossen 1422 bei Arbedo verhielten, gingen nun die Lombarden vor. Sie kämpften sich durch Schnee und Eis talaufwärts, wegen des Geländes zieht sich die Kolonne weit in die Länge. Auf Widerstand stossen sie nicht. Die rund 600 Verteidiger (davon 400 Leventiner) haben sich bis nach Giornico zurückgezogen, wo sie versteckt die Spitze des Zuges abwarten, um mit Geschrei auf die verdutzten Mailänder loszubrechen, die sich zu keiner geordneten Gegenwehr mehr formieren können. In ihren gepanzerten Rüstungen werden sie zu leichten Opfern der viel beweglicheren Angreifer.

Die Anleihen beim Schlachtverlauf von Morgarten sind offensichtlich. Allerdings würden wesentliche Elemente fehlen, sagt Hans-Rudolf Kurz. «Giornico ist in seiner Anlage einfacher, improvisierter. Es ist nicht die kunstvoll geplante Einschliessungsschlacht, mit Angriffen gegen Front, Flanke und Rücken der gegnerischen Heersäule, sondern ein Überfall fast allein aus der Front, der einzig gegen die Spitze der feindlichen Kolonne gerichtet war.» Diese Spitze habe jedoch, und hier komme nun die Parallele zu Morgarten, keine Möglichkeit der Entfaltung nach der Seite und der Verstärkung von hinten gehabt. Die Lombarden mussten den Kampf aufnehmen, wo sie standen; die Heerspitze war im engen Tal den Angreifern komplett ausgeliefert. Hans-Rudolf Kurz' Resümee: «Das Gelände hat in Giornico zum Sieg verholfen.»

Giornico endet in einem beispiellosen Triumph weniger hundert Schweizer und Leventiner über einen vieltausendköpfigen Gegner. Solche Ereignisse rufen nach Legenden und Helden. Der Schwyzer Heimatdichter Meinrad Lienert (1865–1933) berichtet von einer besonderen List: Während die Lombarden langsam und beschwerlich das Tal hinaufzöchten,

stauten die Eidgenossen auf Rat des Tessiner Hauptmanns Stanga in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember den Ticino, bis er überlief und das Ufer und die Wege «von einem schwer gangbaren Glatteis überzogen wurden». Lienert erwähnt Füsseisen, mit denen die Eidgenossen noch brutaler unter den hilflosen Rittern wüten können.

Zwiespältige Rolle der Eidgenossen

Trotz der schmachvollen Niederlage können die Norditaliener ihre Stellung in Bellinzona vorerst halten. Immerhin anerkennt das Domkapitel von Mailand 1487 die Urner Herrschaft in der Leventina. In vereinten Aktionen besetzen Söldnerscharen aus Uri und den Nachbarorten 1495 das Bleniotal und die Riviera/Reflier. Bellinzona wird eingeschnürt und fällt schliesslich 1500.

Dank Füsseisen können die Eidgenossen noch brutaler unter den Rittern wüten.

Zeitgleich erfolgt das grosse Ringen um die Lombardei, wobei es Frankreich gelingt, sich das Herzogtum Mailand einzuverleiben. Auch dank Schweizer Söldner. In der ganzen Geschichte spielt die Eidgenossenschaft eine mehr als zwiespältige Rolle. Sie lässt sich mal von den Franzosen kaufen, dann wieder von Mailand, dann durch den Heiligen Stuhl – und verfolgt, wenigstens bis zur dramatischen Wende von Marignano 1515, auch eine eigene Territorialpolitik.

Als sich die Franzosen in Mailand durchsetzen können, ist es König Ludwig XII., der den Eidgenossen im Frieden von Arona 1503 Bellinzona und Riviera zugesteht. Uri, Schwyz und Nidwalden teilen sich die Herrschaft und die Burgen über dem heutigen Hauptort, die in dieser Zeit Castello d'Uri, di Svitto (Schwyz) und d'Unterwalden heissen.

In einem weiteren Schub 1512/13 kommen das Maiental (Maggia), Lugarus (Locarno), Lauis (Lugano) und das Mendrisiotto hinzu, womit die Grenzen des heutigen Kantons abgesteckt sind. Die Eidgenossenschaft wird sich aus der aktiven Eroberungspolitik zurückziehen und trotzdem mitmischen: Private Söldnerunternehmer agieren vom Tessin aus und vermieten die begehrten jungen Schweizer Krieger zu Tausenden an kirchliche und weltliche Herren.

Schlachtenserie, nächste Folge:
Die Bruderkriege Villmergen I und II

Der Beweis

Von Daniele Muscionico

So feiert sich die letzte Blüte der Hutkultur. Flachgedrückt als Pfannkuchen, quergebückt als Hausboot. 33 Menschen, 33 Hüte, und der Modekenner sagt: «Aha», denn er wird sofort erkennen, dass wir hier in die 50er Jahre zeitgereist sind.

Eine anonyme Menge hat sich zu einem Anlass unter freiem Himmel versammelt, Schattenwurf rechts, Sonnenbrille links sprechen eine unmissverständliche Sprache. Am Ereignis finden Männer offenkundig heisseren Gefallen als das weibliche Geschlecht. Als Begleitung ist es wohl zugegen – behandschuht, wie es die Zeit vorsieht –, und vielleicht sitzen in Reihe 5 ja auch zwei Freundinnen – samt zweitbesten Freundinnen, der Handtasche; doch fraglos sind Damen an solchen Orten dünn gesät, wie übrigens auch Menschen schwarzer Hautfarbe. Dafür ist dieser eine der Elegantesten des farblich angestaubten Panoramas.

Ein Pferderennen? Ja, ein Pferderennen, das könnte wahr sein. Diese Herrschaften sind in Erwartung heisser Wetten, hoher Gewinne und blanker Nerven. Tatsächlich nennt die Bildlegende eine Pferderennbahn, jene im Hastings Park der kanadischen Stadt Vancouver.

Dieses Bild stammt von Stan Douglas. Und wer kein Modekenner, dafür ein Fotokenner ist, der wird sein «Aha» nun dazu äussern. Stan Douglas! Der kanadische Video- und Fotokünstler ist bekannt dafür, dass er historische Momente vorzugsweise seiner Heimatstadt reinszeniert. Diese Szene von 1955 hat er 2008 nachgestellt, und zwar mit Models, die er je einzeln in unbeobachteten Momenten fotografierte, dann komponierte: Das Endprodukt ist eine Montage, ein *reenactment* aus dreissig Einzelbildern.

Was ist wahr, was ist bloss gut erfunden? Welcher Information kann man trauen? Welche Quelle ist verlässlich, welcher Beleg ist glaubwürdig, wenn es die Fotografie nicht mehr ist? (Als ob sie es je gewesen wäre, authentisch!) Ist Realität möglicherweise nur ein anderes Wort für mangelnde Vorstellungskraft?

Kunst hat die Aufgabe, Fragen zu stellen, und Stan Douglas stellt Fragen. Er hat dafür eben den Infinity Award für aussergewöhnliche Verdienste um die Fotografie des International Center of Photography (ICP) in New York erhalten. Das ICP ist eine Gründung von Cornell Capa, dem Bruder von Robert Capa, und hält die Dokumentarfotografie hoch. Die Auszeichnung von Douglas ist das Zugeständnis, dass das, was wir Dokument nennen, nichts anderes als ein Abkommen mit unserer Fantasie ist.



Heisse Wetten, blanke Nerven: Fotomontage vom kanadischen Künstler Stan Douglas.



Belletristik

- 1 (1) **Nicholas Sparks: Mein Weg zu dir** (Heyne)
- 2 (2) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand** (Carl's Books)
- 3 (4) **Martin Walker: Delikatessen** (Diogenes)
- 4 (6) **Franz Hohler: Spaziergänge** (Luchterhand)
- 5 (5) **Sarah Lark: Die Tränen der Maori-Göttin** (Bastei Lübbe)
- 6 (3) **Jussi Adler-Olsen: Das Alphabethaus** (DTV)
- 7 (-) **Lisa Jackson: Desire** (Droemer Knaur)
- 8 (7) **Daniel Glattauer: Ewig Dein** (Deuticke)
- 9 (9) **Jussi Adler-Olsen: Erlösung** (DTV)
- 10 (8) **Andrea Camilleri: Das Ritual der Rache** (Bastei Lübbe)

Sachbücher

- 1 (2) **Philippe Pozzo di Borgo: Ziemlich beste Freunde** (Hanser)
- 2 (1) **Christoph Fasel: Samuel Koch – Zwei Leben** (Adeo)
- 3 (3) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (Hanser)
- 4 (5) **Nik Hartmann: Über Stock und Stein 4** (Faro)
- 5 (10) **Ueli Bernold: Grill-Ueli** (Fona)
- 6 (4) **Pierre Dukan: Die Dukan-Diät** (Gräfe und Unzer)
- 7 (-) **Hans Küng: Jesus** (Piper)
- 8 (-) **Jamie Purviance: Weber's Grillbibel** (Gräfe und Unzer)
- 9 (9) **Kurt Lauber: Der Wächter des Matterhorns** (Droemer Knaur)
- 10 (-) **Militärchuchi** (Fona)

Bestsellerliste der Vorwoche wegen vorgezogenen Redaktionsschlusses.

Apropos: Künstler vs. Piraten

In Deutschland hat sich eine bemerkenswerte Kampfzone aufgetan. Künstler und Netzaktivisten fahren immer schwereres Geschütz auf. Letztere wollen im Internet sämtliche Inhalte gratis zur Verfügung haben, die Künstler bangen – völlig zu Recht – um ihr Einkommen. (Zumindest jene, die nicht in erster Linie von Subventionen leben, alle ändern machen trotzdem mit, da es gerade in Mode ist.) Was die Auseinandersetzung so besonders macht: Wohl erstmals kämpfen Intellektuelle fast geschlossen gegen eine revolutionäre Bewegung an. Die Netzaktivisten nehmen den Künstlern ihr Engagement übel. Die Hackergruppe Anonymous veröffentlichte vor einigen Tagen (gestohlene) persönliche Daten von Autoren, die sich in der Aktion «Wir sind Urheber» für ein schärferes Urheberrecht einsetzen, darunter jene von Daniel Kehlmann, Charlotte Roche und Martin Walser. Die Empörung über die Hackeraktion ist gross. Die in Zürich lebende Schriftstellerin Sibylle Berg lieferte per Twitter einmal mehr eine differenzierte Einschätzung: «Arschlöcher». (rb)

«Im Kino trage ich Schnurrbart»

Filmstar Scarlett Johansson, 27, über weibliche Action-Helden, zu enge Lederanzüge und ihre Verkleidung, wenn sie ausgeht.

Sie spielen in «The Avengers», dem derzeit grössten Kassenerfolg in den USA, zum zweiten Mal die Superheldin Black Widow im hautengen schwarzen Lederanzug. Warum wollten Sie den wieder tragen?

Ich mag die Figur, den Anzug allerdings nicht. Die Black Widow ist eine Ikone. Sie war der erste weibliche Superheld aus dem Marvel-Universum. Es war spannend für mich, sie für ein modernes Setting zu definieren. Es hat Spass gemacht, ihre Rätselhaftigkeit und ihre Gradlinigkeit darzustellen. Wenn Action angesagt ist, wird sie völlig geschäftsmässig. Sie ist wie eine Maschine, die kaum zu stoppen ist, wenn man sie einmal in Gang gesetzt hat.

Fühlt man sich in so einem Anzug eigentlich sexy?

Von aussen mag es so aussehen, aber innen ist es extrem heiss und klebrig. Nach jedem Take legten wir unsere Kostüme ab, und eine Crew blies sie mit einem Air-Conditioner trocken.

War das Training hart?

Ich war noch nie fitter in meinem Leben. Ich wusste, dass ich richtig stark sein musste, weil es weh tun würde, wenn ich bei den Actionszenen Fehler machen würde. Das Schwierigste bei den Dreharbeiten war, mich nicht vor den Schlägen und den blauen Flecken zu fürchten. Danach hatte ich keinen anderen Wunsch, als meine Muskeln wieder zu Fett schmelzen zu lassen. Ich fand, dass ich mir dieses Recht verdient hatte.

Ihre Filmpartner in «The Avengers» sind Hollywood-Kaliber wie Robert Downey Jr., Samuel L. Jackson, Jeremy Renner, Chris Hemsworth und Chris Evans. Haben sie Sie bei Actionszenen geschont oder hart angegangen?

Eine Wahnsinnscrew! Aber es war mehr oder weniger brutal. Ich hatte sechs Monate lang das Gefühl, sie wollen mich umbringen. Einen musste ich bitten, es etwas gelassener anzugehen, weil er so hart zuhauerte. Ich wollte am nächsten Tag nicht schwarz und blau sein. Niemand auf dem Set hat mich geschont.

Und wie war's, wenn nicht gedreht wurde?

Es war unglaublich anstrengend, abends mit den Boys mitzuhalten. Sie spielten gerne die *tough guys*, und ich musste sie gelegentlich daran erinnern, dass ich meinen Schönheitsschlaf brauche. Wenn man zu lange mit ihnen zusammen ist, sollte man

sich für eine Lebertransplantation vormerken lassen.

Sie wurden mit vierzehn als schwierige Tochter in «The Horse Whisperer» bekannt und mit neunzehn durch «Lost in Translation» ein Star.

Am Anfang, als ich ein Kind war, war alles nur eine Spielerei. Gleichzeitig machte es ein klein wenig Angst. Niemand mochte meine Stimme. Ich war ein hübsches Kind, aber dann machte ich den Mund auf und hatte die gleich tiefe, raspelnde Stimme, die ich heute noch habe. Sie fragten ständig, ob ich heiser sei, aber ich klang immer so. Ich habe keine Ahnung, warum, niemand in meiner Familie hat eine solche Stimme.

Seit «Lost in Translation» gehören Sie nun schon jahrelang zu den gefragtesten weiblichen Stars. Wie schaffen Sie das?

Unter meinen Freunden sind viele sehr talentierte Schauspieler und Musiker, die sich kaum über Wasser halten können. Die Chance, es in diesem Business zu schaffen, ist eins zu einer Million. Und in einem Geschäft, in dem

«Von aussen mag es sexy aussehen, aber innen ist es extrem heiss und klebrig.»

sich alles um Eitelkeit dreht und die Chance, zu scheitern, so gross ist, kommt viel Verzweiflung auf. Grenzenloser Ehrgeiz kann auch zu viel Bösartigkeit führen. Ich hatte so viel Glück, es überrascht mich immer wieder.

Haben Sie auch schon vergeblich für eine Rolle vorgesprochen, oder wurden Sie aufgefordert, dafür Dinge zu tun, die Sie nicht wollten?

Jeder Schauspieler hat schon erlebt, dass ein Vorsprechen schiefging, und er dachte, es sei eine völlige Katastrophe. Sexuelle Avancen habe ich glücklicherweise nie erhalten. Das liegt hauptsächlich daran, dass ich beim Vorsprechen so jung war, zwölf oder dreizehn. Ich spreche auch heute noch gern vor. Geschichten von der Besetzungscouch habe ich allerdings keine zu erzählen.

Müssen Sie tatsächlich noch immer vorsprechen?

Selten, aber es kommt vor. Und ich mag es, es bringt dich auf Draht. Schliesslich bin ich eine Schauspielerin, die engagiert werden will, also lehne ich nie ein Vorsprechen ab. Wenn ich eine Rolle will und mir jemand sagt, dann müsse ich aber vorsprechen, dann sage ich: «Okay, testet mich. Ich werde diesen Job be-



«Es war anstrengend, mit den Boys mitzuhalten»: Schauspielerin Johansson.

kommen.» Diese Mentalität muss man haben. Manchmal klappt es, manchmal nicht. Erkennt man Sie eigentlich überall auf der Welt, wenn Sie privat ins Kino gehen? Ich gehe sehr oft ins Kino. Aber ich trage dann einen Anzug, eine Krawatte und ein Schnurrbärtchen wie Errol Flynn. Kein Mensch erkennt mich.

Wünschen Sie sich manchmal einen Beruf, der Ihnen die Verkleidung ersparen würde?

Jeder erwartet von dir, dass du nach dem College weisst, was du werden willst. Unsere Gesellschaft bereitet uns darauf nicht früh genug vor. Im Unterricht bekommt man eine Ahnung davon, dass man vielleicht ganz gut ist in Mathematik, aber deswegen ist man nicht unbedingt begeistert darüber. Dann erhält man sein Abschlusszeugnis und muss sich für eine Karriere entscheiden. Es lastet ein riesiger Druck auf den Kids, sich für etwas zu entscheiden, das ihr ganzes künftiges Leben prägen wird. Ich kann mir nicht vorstellen, was ich heute täte, wenn ich nicht so früh mit der Schauspielerei angefangen hätte.

Können Sie auch Dinge tun, die berühmte Menschen sich normalerweise nicht erlauben?

Als wir einundzwanzig wurden, wollte mein Zwillingbruder in einem Stripklub feiern. Wir waren damals in New York. Und natürlich sagte irgendein Gast, er würde mir gerne ein Girl für einen Lapdance offerieren. Erst sagte ich nein, dann dachte ich: «Okay, das mache ich.» Die Tänzerin war so spindeldürr, dass sie mir mit ihrem Becken oder ihrem Hüftknochen, irgend etwas Knochigem jedenfalls, richtig weh tat. Es war schrecklich.

Haben Sie sich je etwas geleistet, wofür Sie sich hinterher Vorwürfe machten?

Ein Auto. Ich brauchte eins und war beim Kauf zerstreut. Es war ein höllisches Biest von einem Wagen, lächerlich. Dann brachten sie es zu mir nach Hause, und das Ding brannte ein Loch in die Ozonschicht, selbst wenn es in der Garage stand. Ich sah den Benzinverbrauch im Internet nach. Das Biest schluckte ähnlich viel wie eine Boeing 747. Ich liess es sofort wieder abholen. Aber dann wars schon ein Gebrauchtwagen, weil sie es zu mir gefahren hatten.

«The Avengers» wird Ihr Image als Sexsymbol verstärken. Macht Ihnen das Freude?

Ich denke nicht viel darüber nach. Es ist nicht wirklich Teil meiner Welt, es ist eine Wahrnehmung der Medien. Aber es kann durchaus Vergnügen machen, mit dem Image zu spielen, obwohl man nicht möchte, dass es einen definiert. Man weiss auch, dass es ein sehr vergängliches Ding ist, also sollte man es lieber geniessen, als sich Sorgen darüber zu machen.



«Noch nie fitter»: Johansson in «The Avengers».

Regisseure geben Ihnen sehr oft sexy Rollen. Schränkt Sie das ein?

Ich glaube nicht, dass Sie recht haben. Ich habe nicht sehr viele Rollen gespielt, in denen ich im traditionellen Sinn sexy war. Ich habe mich in «Lost in Translation» oder in «The Other Boleyn Girl» nicht sehr sexy gefühlt. Vielleicht entsteht der Eindruck, weil mein Körper kurvig ist und ich damit keinerlei Probleme habe.

In Ihrer nächsten Rolle spielen Sie Janet Leigh in einem Film über Alfred Hitchcock – die Frau, die in «Psycho» in der Dusche ermordet wird.

Wir werden nicht die ganze Duschsequenz nachdrehen. Mehr kann ich nicht dazu sagen. Ausser, dass ich mich jetzt, wo ich älter werde, mehr nach Rollen umsehe, in denen ich nicht mehr die Naive bin. Ich bin auf der Suche nach Figuren, die bereits Lebenserfahrung haben, wenn man sie auf der Leinwand kennenlernt. Das finde ich erfrischend, dieses Hineinwachsen in etwas Neues. Ich mag nichts spielen, was ich schon einmal gemacht habe. Neues macht mir immer ein wenig Angst, und genau das will ich. Warum sollte man es sonst tun?

Werden Sie sich auch bei den Präsidentschaftswahlen wieder für Obama engagieren?

Ja. Alles andere wäre unverantwortlich. Und ich bin ziemlich zuversichtlich, dass er wiedergewählt wird. Aber ich werde nie jemandem sagen, wen er wählen soll. Ich werde mich lediglich dafür einsetzen, dass die Leute ihr Wahlrecht nutzen.

Die Fragen stellten Jan Janssen, Sian Edwards und Fabián W. Waintal/The Interview People.

Aus dem Amerikanischen von Beatrice Schlag

Jazz

Niemandsland unter wechselnden Himmeln

Von Peter Rüedi

Wie es euch gefällt geht nicht mehr», hiess ein Band, in dem der grosse Theatermann Ernst Wendt einst gesammelte Essays veröffentlichte. Das Gegenteil allerdings geht auch nicht mehr: die Sadomaso-Rituale, die alles unterhalb der Schmerzgrenze als Kommerz verschreien und jedes Vergnügen an der Kunst als Verrat. Neue Generationen suchen nach neuen Wegen. Die sind nicht notwendig faule Kompromisse zwischen Amusement und Anspruch, Publikumsbezug und Selbstverwirklichung. Wer seinen Zuhörern nichts zumutet, nimmt sie nicht ernst, und wer sie nicht unterhält, auch nicht. Was war ich, wie ich noch beim Theater war, mit dem Geklön von Zuschauern konfrontiert, die «nach einem anstrengenden Arbeitstag» abends «nicht auch noch zum Denken» verpflichtet sein wollten. Als ob's nicht darauf ankäme, dass uns die Kunst anderes denken liesse, als wozu uns der Alltag zwingt.

Genug. Marco von Orelli, der Basler Trompeter, der in vielen Niemandsländern zwischen den abgesteckten stilistischen Grenzen operiert, zwischen Jazz, sogenanntem Jazz, geschriebener Musik, und das alles unter wechselnd beleuchteten Himmeln, legt nach viel Erfahrung mit freieren, organisierteren, abstrakteren und handfesteren Formationen, Partnern von Mani Planzer über Christoph Baumann, Tommy Meier bis Co Streiff und Omri Ziegele, seine erste CD unter eigenem Namen vor. Mit Lukas Briggen (tb), Lukas Roos (bcl), Michel Wintsch (p, synth), Kaspar von Grünigen (b) und Samuel Dühsler (dr) macht er zwischen gedrehten strukturierten, vertrackt ge- und verstimmten Gefühlslagen und freien Ausflippern eine Musik, die weder gemütlich noch verbiestert provokativ ist. Mal vergnüglich anstrengend wie eine gute Schachpartie, mal vertrackt witzig wie ein hintersinniges Narrenspiel, mal anrührend nachdenklich wie versponnene Lyrik. Die Titel sind denn schon fast so etwas wie Programm (einer Musik, die alles andere als Programm-Musik ist): «Marsala's Strandgut», «Urban Ways», «Poetry», «Narragonia» (was ebenso die Narretei wie das Narrative meint), «Rrrr». Wunderbar.



Marco von Orelli 6:
Close Ties on Hidden Lanes.
HatOLOGY 709

Den Bogen überspannt

Als Kolumbus in Amerika landete, begann die beispiellose Plünderung. Aber schon die Indianer beuteten die Umwelt aus. *Von Urs Gehriger*

Einmal tief durchatmen: Der Weltuntergang, gemäss antikem Maya-Kalender für nächsten Dezember terminiert, findet doch nicht statt – noch nicht zumindest. Jüngste Ausgrabungen im Dschungel von Guatemala haben einen noch älteren Maya-Kalender aus dem Jahr 800 n. Chr. ans Tageslicht gebracht, meldet das Fachmagazin *Science*. Die darin enthaltenen Berechnungen umfassen eine Zeitspanne von mehr als 6000 Jahren – und gehen damit ein paar Jährchen über den Dezember 2012 hinaus.

Die Botschaft zeigt, dass sich Indianerforscher irren können. Überhaupt kursiert manch Unausgegrenztes über die indigenen Völker Amerikas. So wird behauptet, die Indianer – von den Hochkulturen der Inka, Azteken und Maya abgesehen – seien primitiver Natur gewesen, technisch rückständig und hätten in spirituellem Gleichgewicht mit der Natur gelebt, bis Kolumbus sie vor 520 Jahren aus ihrer Idylle herausriss und die nachfolgenden Konquistadoren Amerikas Schätze plünderten.

«Ein Mythos!», meint Charles C. Mann. Dimension und Komplexität der Indianerkulturen vor der Ankunft Kolumbus seien beeindruckend gewesen, schreibt der US-Wissenschaftsjournalist in seinem mit Lob überhäuftem Standardwerk «1491 – New Revelations of the Americas Before Columbus». Eingeborene hätten erfindungsreich und berechnend ihre Umwelt nach ihren Bedürfnissen geformt – und teilweise bis zum Exzess ausgebeutet.

Den Schlüssel zu dieser Neubeurteilung fand Mann in der Demografie. Ging man bis vor wenigen Jahrzehnten bei Ankunft Kolumbus' 1492 von lediglich einigen Millionen Eingeborenen aus, haben Archäologen aufgrund neuer Forschung die Zahlen auf 80 bis 200 Millionen massiv nach oben korrigiert. Was bedeutet, dass damals in Amerika mehr Menschen lebten als im dichtbesiedelten Europa.

Um die Menschenmasse in Megastädten wie Cahokia im Mittleren Westen der USA oder Tiahuanaco im heutigen Bolivien zu ernähren, mussten die Eingeborenen mehr als nur Beeren pflücken. Die Herausforderung war umso gewaltiger, als in Amerika die sogenannten Grossen Fünf – die Last- und Nutztiere Pferd, Kuh, Schaf, Schwein und Ziege – fehlten. Dennoch bauten Indianer auf dem ganzen Kontinent Mais und Hunderte Sorten Kartoffeln an. Entlang dem Amazonas wurde Dschungelgebiet urbar gemacht, und in Zentralmexiko entwickelten die Einwohner ein komplexes Bewässerungssystem. Mann geht davon aus, dass zum Zeitpunkt, als Kolumbus seinen Fuss auf

Amerika setzte, zwei Drittel der heutigen USA von Feldern bedeckt und weite Teile des Südwestens terrassiert und bewässert waren.

Dass die Anbauschlacht nicht immer in jener Harmonie mit der Umwelt stattfand, wie sie zahlreiche Indianerweisheiten vermuten lassen, ist leicht nachvollziehbar. «Die Maya kollabierten, weil sie ihre Umwelt überstrapazierten», so Mann. Sie plünderten ihre Ressourcen, litten Hunger und Durst und flohen in Massen aus ihren Städten. Dieses Muster sei typisch für viele indianische Kulturen, so Mann.

Kolumbus brachte die Grippe

Auch die Annahme, Indianer seien den europäischen Eroberern technisch unterlegen gewesen, bezeichnet Mann als Mythos. Sie beherrschten die Metallverarbeitung, und das Rad war ihnen nicht fremd, sie verwendeten es aber lediglich als Kinderspielzeug. Dennoch bedeutete für sie die Ankunft der Weissen eine schreckliche Zeitenwende. «Wie von einem gigantischen Schläger zwischen die Augen getroffen», dezimierten sie sich schlagartig und flächendeckend. 150 Jahre nach der Landung Kolumbus' waren 90 Prozent der Eingeborenen tot – ein Fünftel der damaligen Weltbevölkerung. Doch fielen die allermeisten nicht den Waffen der Weissen zum Opfer, wie oft in den Schulen gelehrt wird, sondern Krankheiten wie Pocken und Influenza. Sozusagen als blin-

de Passagiere auf den Schiffen eingeführt, breiteten sich die Krankheitserreger in Windeseile über den Kontinent aus und rafften die meisten Eingeborenen dahin, bevor die Eroberer sie überhaupt erreichen konnten.

Im zweiten Band seiner Amerikastudie «1493 – Uncovering the New World Columbus Created» verfolgt Mann die These, Kolumbus habe nicht eine neue Welt entdeckt, sondern eine neue erfunden: die globalisierte Welt – für Mann «das grösste Ereignis in der Geschichte des Planeten seit dem Tod der Dinosaurier». Nur dank den Schätzen der neuen Welt habe sich ein weltumspannendes Handelsnetzwerk etablieren können. Silber aus Amerika ermöglichte Europa den Handel mit chinesischer Seide, was China zurück ins internationale Konzert brachte, von dem es sich im 15. Jahrhundert verabschiedet hatte. Eine entscheidende Rolle spielte die amerikanische Kartoffel. Sie wurde für Millionen Europäer zur Nahrungsbasis und half China, die Bevölkerung bis 1800 auf 300 Millionen zu verdoppeln.

So billig kam die Hausse jedoch nicht. Gemäss dem aktuellen «Yearbook of Physical Anthropology» trat in Europa 1495 erstmals eine unheimliche Krankheit auf, die Millionen in den Wahnsinn und Tod treiben sollte: die Syphilis. Die Crew des Kolumbus hatte sie zurück in die Heimat mitgeschleppt, was nun auf den grossen Seefahrer zurückfällt. So gilt der Genuese ab sofort nicht mehr bloss als kühner Entdecker, sondern auch als Agent einer jämmerlichen Geschlechtskrankheit und Vater der ersten globalen Epidemie.

Charles C. Mann: 1491 – New Revelations of the Americas Before Columbus. Vintage Books. 553 S. 1493 – Uncovering the New World Columbus Created. Knopf. 560 S.



Zwei Drittel der USA waren von Feldern bedeckt: Maisfelder und Indianer in Nordamerika.

Venus, Lokomotive und Wauwau

Der Weltkünstler Jeff Koons ist ein durchtriebener Perfektionist des Oberflächlichen.

Von Thomas Wördehoff

Irgendwo auf dem Weg zwischen «wanna whole lotta love», der ominösen «lady who's sure all that glitters is gold», ein paar gleissenden Gitarrenriffs und dem kollabierenden Schlagzeug muss der Knopf aufgesprungen sein. Da, peng! – ein Lebenswerk brach sich Bahn. Ein Lebenswerk der besonderen Art: blitzblanke Teppichreiniger, penibelst mit Neonröhren arrangiert in Acryl-Vitrinen; ein riesiger, aus Holz geschnittener Teddybär, der sich angeregt mit einem englischen Bobby über dessen Trillerpfeife unterhält; ein rot glänzender, prall aufgeblasener Wauwau von monströsen Ausmassen aus rostfreiem Stahl; oder auch Michael Jackson und sein Schimpanse Bubbles als entzückendes, mit Blüten geschmücktes Porzellan-Ensemble in geschmackvollem Gold. Und dann noch das gigantisch anmutende Drei-Meter-Kätzchen im grünen Strumpf an der Wäscheleine mit Gänseblümchen und Wäscheklammern. Etwa dreimal so gross wie der Meister selbst.

Was hat das alles mit Led Zeppelin zu tun?

Es ist zuallererst mal die Welt des Jeff Koons. Der Mann ist 57 Jahre alt, Maler und Bildhauer und einer der teuersten der Jetztzeit. Vor vier Jahren wurde eine seiner Skulpturen bei Christie's für \$ 25 765 204.– verkauft, und er war der erfolgreichste Künstler der Gegenwart. Anders als der ruhige, eher introvertierte Gerhard Richter, inszeniert Koons sich und seine Kunst glamourös. «Meine Arbeiten sind sehr Pop. Immer wenn ich mir Pop-Art anschau, hat es etwas von einer kleinen Explosion, sehr aufregend. Ich hoffe, dass auch meine Arbeiten diese Art von Verjüngung bewirken, dass man jedes Mal, wenn man sie anschaut, ein Gefühl von Pop verspürt.» Es ist ein Paradies der Banalitäten, das Koons produziert, Monumente des Trivialen, glitzernde Readymades in lärmenden Bonbonfarben im Bombastformat, die den Kunstmarkt regelmässig um den Verstand bringen.

Und ausgerechnet Jeff Koons, dieses Abbild eines unerschütterlichen All-American Boy, dem das geschmeidige Surfergrinsen für alle Ewigkeit in die Miene gemeisselt scheint, bezieht sich auf die vulkanisch sexualisierten Sound- und Song-Eruptionen von Led Zeppelin? «Den Zugang zu meinem Verständnis von dieser Welt, Soziologie, Psychologie, die Macht der Sexualität habe ich wirklich über diese



«New Hoover Deluxe Shampoo Polishers», 1980.



«Balloon Swan», 2004.

Band gefunden», führte er vor einiger Zeit artig aus, und es ist gut, sich Bekenntnisse dieser Art auf der Zunge zergehen zu lassen, denn Jeff Koons vernebelt ansonsten in seinen eigenen Kunsterläuterungen mehr, als er erzählt.

Die Zeit mit Cicciolina

Natürlich ist da «Made in Heaven». Das gewaltige «Made in Heaven», das alles überstrahlen sollte, was Jeff Koons in seiner Karriere bewerkstelligen würde. Ein Kunstwerk, das wie ein Mantra über Koons' Leben schwebt.

Irgendwann Ende der achtziger Jahre hatte sich das Whitney Museum bei Koons gemeldet und ihn eingeladen, bei einer Ausstellung über die Macht der Medien teilzunehmen. Idee Nummer eins war zunächst gross und amerikanisch: Die Whitney-Leute schlugen Koons als Wirkungsstätte eine der riesigen Werbeflächen in Manhattan vor, und Koons war elektrisiert. Idee Nummer zwei: Als Filmstar würde er sich dort präsentieren, als Pornostar – keine Rolle erzielt eine grössere Wirkungskraft.

Schon zuvor hatte er sich intensiv mit Pornomagazinen beschäftigt. «In Zeitschriften wie etwa *Vogue* oder *Cosmopolitan* zeigen sie kaum Fleisch. Vielleicht mal eine Hand oder einen Arm, aber wie der Rücken aussieht, ist nicht



Lebenswerk der besonderen Art: «Michael Jackson

zu sehen.» Im deutschen *Stern* entdeckte er irgendwann eine ungarische Schönheit, Ilona Staller, eine Pornodarstellerin, die inzwischen Abgeordnete im römischen Parlament geworden war. Später, irgendwo an einer Raststätte in Italien, fand er Staller, besser bekannt als Cicciolina, endlich in voller Pracht in einigen Schmuddelmagazinen wieder. Er beschloss, die märchenhafte Venus zu kontaktieren.

Aus der Begegnung wurde ein Filmplakat für einen Film, der nie gedreht wurde, aus den Fotosessions wurde Liebe und Kunst (mit anschliessender Scheidung, Kindesraub und unzähligen Prozessen).

Kurzum: Mit «Made in Heaven» entstand eine Serie aus Glas- und Porzellanskulpturen, nebst gestochen scharfen Malereien, realistischer als Fotografie. Alle Exponate zeigen den Künstler und die Pornogöttin in verschiedenen Sexpositionen, elaboriert, grazil, pornografisch – und ohne einen Tropfen Schweiß. Höhepunkt des Hochglanz-Konvoluts ist zweifellos «Ilona's Asshole» – die eindeutige Ansicht von Stallers Anus und der Vereinigung des Paares.

Mag sein, dass «a whole lotta love» in diesen schwül-aseptischen Arrangements abgebildet ist – die expressive Hitze von Led Zeppelins Auftritten wird auch in der empört gefeierten



and Bubbles» von Jeff Koons, 1988.



Knapp 26 Millionen Dollar für eine Skulptur: Pop-Künstler Koons.

Kuschelei nicht erreicht. Aber Koons' Bemühen, seine Arbeit in spirituelle Gefilde zu transzendieren, ist gleichwohl rührend: «Wenn Sie Ilonas Arsch genau betrachten, werden Sie Pickel entdecken», erklärte er einem renommierten amerikanischen Kunstkritiker allen Ernstes, «und darin spürt man eine solche Menschlichkeit und die Verschmelzung der Welt mit der Natur.»

Dabei liegt der Reiz von Koons' Kunst nicht etwa in einem hochtrabenden Subtext, einer listigen Analyse oder einer kunsthistorischen Interpretation – die Bedeutung des koonsschen Œuvres ist ganz weit vorne zu finden: an der Oberfläche. Koons' Skulpturen, Gemälde und Fotografien sind am wirkungsvollsten, wenn man ihre Bedeutung gar nicht erst strapaziert. Jeder Versuch, das Opus des Meisters ins geistig Höherstehende zu überführen oder ihm Tiefe beizumessen, verdunkelt die Sicht auf das schillernde Werk dieses megalomane Besessenen, dessen Welt durchaus in einem Roman Stephen Kings Platz finden könnte.

Er wuchs wohlbehütet auf im Osten der USA, im Industriestädtchen York, nördlich von Baltimore. Schon bald schälte sich heraus, dass der Junge mal eine Besonderheit werden könnte. Koons' Vater, ein Innenarchitekt und Besitzer eines Möbelgeschäfts, glaubte schon

früh an die Begabung seines Sohns. Als dieser acht Jahre alt war, engagierte der Vater eine achtzigjährige Zeichenlehrerin, die den Knaben fortan unterrichtete. Schon in seiner Jugend kopierte er die Werke alter Meister, die dann im väterlichen Laden für einige hundert Dollar verscherbelt wurden. Ein glückliches Kind in einer glücklichen Familie: Sonntags fuhr man zum Pferdegestüt des Grossvaters mütterlicherseits, und dort durfte der Knirps mit den Kutschen des Alten fahren – stilgerecht gekleidet mit Kinderfrack und Zylinder.

Koons' «Stairway to Heaven»

Und einiges an pittoresken Kinderidyllen ist im Werk von Jeff Koons zu finden. Doch der Anschein von Naivität trägt: Makellos bis zur Schmerzgrenze sind Koons' Artefakte, von einer Glätte, die schier unerträglich ist. Selbst die expliziten Akte der «Made in Heaven»-Serie sind geprägt von klirrender, gleichwohl seltsam faszinierender Leblosigkeit. Kitsch und Zynismus hat man Koons oft genug unterstellt, doch geht seinen Bildern jegliche Temperatur, jedes Sentiment ab. Trotzdem werden die Objekte und Szenen nicht etwa von einem morbiden Geheimnis umwölkt, Jeff Koons produziert mit stoischem Blick anziehend kühle Rätsel, deren Auflösung – das ahnt

man bald – auch nicht weiterführen würde. Im Katalog zur Basler Schau in der Fondation Beyeler liefert er allerdings einen fast schon zu Herzen gehenden Ansatz zu seiner Arbeitsweise. Zitat: «Unberührtheit heisst für mich, nicht einzugreifen. Wenn ich mit einem Objekt arbeite, achte ich immer sehr darauf, es weder physisch noch psychisch zu manipulieren. Vielmehr versuche ich einen bestimmten Aspekt in der Persönlichkeit des Objekts herauszustellen.»

Für sein neues Opus magnum inszeniert er die Persönlichkeit des Objekts erstmals in der Luft. Für das Los Angeles County Museum of Art kreiert er das womöglich imposanteste Ready-made der Kunstgeschichte. Vor drei Jahren hat er eine originalgetreue Kopie der legendären Baldwin-Dampflok, Modell 2900, aus dem Jahr 1943 entworfen, 22 Meter lang. Aufzuhängen ist das schwarze Ungetüm kopfüber an einem Kran in fünfzig Meter Höhe, direkt über dem Eingang des Kunstempels. Alle drei Stunden soll die Höllmaschine dampfen, klingeln und stöhnen. Mächtig und furchteinflössend. Jeff Koons' «Stairway to Heaven».

Ausstellung Jeff Koons: Fondation Beyeler, Riehen BS. 13.5.–2.9.2012. www.fondationbeyeler.ch

Top 10

Knorr's Liste

1	Marley	★★★★★
	Regie: Kevin Macdonald	
2	My Week with Marilyn	★★★★☆
	Regie: Simon Curtis	
3	La guerre est déclarée	★★★★☆
	Regie: Valérie Donzelli	
4	Un cuento chino	★★★★☆
	Regie: Sebastián Borensztein	
5	The Pirates! Band of Misfits	★★★★☆
	Regie: Peter Lord / Jeff Newitt	
6	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
7	50/50	★★★☆☆
	Regie: Jonathan Levine	
8	We Bought a Zoo	★★★☆☆
	Regie: Cameron Crowe	
9	The Hunger Games	★★★☆☆
	Regie: Gary Ross	
10	The Avengers	★★★☆☆
	Regie: Joss Whedon	

Kinozuschauer

1 (-)	Dark Shadows	23 381
	Regie: Tim Burton	
2 (1)	American Pie: Reunion	23 147
	Regie: Jon Hurwitz	
3 (2)	The Avengers	17 980
	Regie: Joss Whedon	
4 (3)	Project X	7047
	Regie: Nima Nourizadeh	
5 (4)	The Lucky One	4685
	Regie: Julie Anne Robinson	
6 (6)	Intouchables	4299
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
7 (5)	We Bought a Zoo	2988
	Regie: Cameron Crowe	
8 (7)	The Cold Light of Day	2355
	Regie: Mabrouk El Mechri	
9 (-)	Marley	2035
	Regie: Kevin Macdonald	
10 (-)	50/50	1892
	Regie: Jonathan Levine	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Sherlock Holmes II (Warner)
2 (2)	Der gestiefelte Kater (Rainbow)
3 (-)	The Descendants (Fox)
4 (3)	Breaking Dawn (Ascot Elite)
5 (-)	Jane Eyre (Disney)
6 (4)	Krieg der Götter (Rainbow)
7 (5)	Real Steel (Disney)
8 (7)	Tim und Struppi (Sony)
9 (-)	Mein Freund, der Delfin (Warner)
10 (9)	In Time (Fox)

Quelle: Media Control



Rüpel-Humorist auf allen Niveaus: Sacha Baron Cohen als Diktator.

Kino

Total infernal

«The Dictator», jüngstes Werk des Brachial-Komikers und «Borat»-Darstellers Sacha Baron Cohen, als Polit-Provokation. Von Wolfram Knorr

Der «Günter Wallraff Hollywoods» (*Spiegel* online) ist er in seiner neuesten Radikal-Burleske vielleicht nicht mehr, dafür ist diesmal (fast) alles fiktiv; aber er kann immer noch mit rabiatem Vergnügen die politischen Verhältnisse so lange auf den Kopf stellen, bis sie wirklichkeitsnah auf den Füßen landen und fast ihre Komik verlieren.

So etwa wenn Generaladmiral Aladeen, Despot von Wadiyan, in New York vor internationalen Polit-Gästen erklärt, warum er Demokratie für Mist hält und Diktaturen für vorbildlich. Da könne man Gefangene ohne Urteile wegsperren, foltern und einige nette Sachen mehr. Er zählt auf, was in den USA praktiziert wird, sagt aber, dass die Amerikaner davon nichts verstünden. Eigentlich ist der in vollem Tyrannenwuchs auftretende Irre in die verdammte Hochburg des Westens nur gekommen, um vor der Uno sein Atomprogramm zu verteidigen. Ein Putschversuch al-

lerdings, angeführt von einem Verwandten (Ben Kingsley), soll genau das verhindern.

Es sind die politisch inkorrekten Sprüche und Tiraden, die rabulistischen Auslassungen über Frauenrechte und wüsten Unterleibseinfälle, die Sacha Baron Cohen fast zu einem Kamikazekomiker machen. Er bleibt auch in seinem jüngsten Opus, «The Dictator», der mit Abstand radikalste Humorist, der gewissermassen nach dem Prinzip «Gefangene werden nicht gemacht» seine Hoch- und Tiefschläge verteilt. Und wieder blies er mit gewaltigem PR-Wirbel seine Polit-Burleske auf (bei der Oscar-Verleihung öffnete er eine Urne und kippte die Asche – angeblich von Kim Jong Il – auf den roten Teppich; schimpfte auf die BBC, weil sie ihn unfair behandelt habe, obwohl er doch ein «Fan staatlicher Zensur» sei et cetera).

Nach seinen Ali-G-, Borat- und Brüno-Figuren griff er sich den Roman «Zabiba and the King», den Saddam Hussein verfasst hatte, und kam

über dieses Werk auf die Idee mit jenem grotesk herausgeputzten nordafrikanischen Despoten, der zu Hause jeden killen lässt, der ihm frech kommt, Pressefreiheit idiotisch findet, eine Atombombe will, weil alle anderen auch eine haben, bei seinen Olympischen Spielen mitläuft und jeden mit der Startpistole erschießt, der ihn zu überholen wagt, und in New York einen Müsliladen mit politisch Verfolgten als Angestellten auf Vordermann bringt. Wie Chaplin in «The Great Dictator» bedient er sich des Doppelgänger-Plots und greift zu grenzwertigen Gags, die mit Politik nichts mehr zu tun haben und nur noch hanebüchen sind. Etwa, wenn er Geburtshilfe bei einer Frau im Müsliladen leistet und dabei in die falsche Körperöffnung greift.

Mitmenschen mit unerschütterlicher Neigung zur Nächstenliebe, die tränenblind dem Gefangenchor aus «Nabucco» lauschen, finden garantiert keinen Zugang zum Œuvre Cohens. Ein Rüpel-Humorist auf allen Niveaus – und das macht schon Spass. ★★★☆☆

Weitere Filmstarts

Salmon Fishing in the Yemen — Schrulliger geht's fast nicht mehr: Ein jemenitischer Scheich (Amr Waked) ist nicht nur masslos reich (was normal ist), sondern auch ein begeisterter Angler (was weniger normal ist). Er hat sich in den Kopf gesetzt, 10 000 schottische Lachse in seiner heimischen Region auszusetzen, lässt einen Staudamm bauen und sucht einen Fischereiexperten. Harriet Chetwode-Talbot (Emily Blunt), in PR-Diensten des Scheichs, findet den Fachmann in Gestalt des Dr. Alfred Jones (Ewan McGregor), eines pedantischen und verklemmten Beamten, der das Ansinnen für einen schlechten Witz hält. Doch dann bekommt die Pressedame (Kristin Scott Thomas) des profilneurotischen Premiers davon Wind, verspricht sich eine prima Presse und macht dem Büro-Piefke Jones Feuer unterm Hintern. Aus dem Gegensatz zwischen nöhlendem Skeptiker und weltgewandtem Tatmenschen und

den dazwischen fuhrwerkenden britischen Exzentrikern wird eine kuriose, komische, immer charmante Fischnummer, die dank der grossartigen Schauspieler und prima Dialogen bestens unterhält. Es gibt auch Kitsch und rührende Klischees, aber Lasse Hallström («Chocolat»), ein Meister sorgfältig inszenierter Feel-Good-Filme, hat den erfolgreichen gleichnamigen Roman von Paul Torday kurzweilig und adäquat umgesetzt. ★★★☆☆

2 Days in New York — Warum soll Schauspielerin und Regisseurin Julie Delpy nicht auch praktizieren, was Hollywood seit Jahren erfolgreich macht, nämlich Sequels drehen? Also fabrizierte sie die Fortsetzung von «2 Days in Paris» und wechselte mal nach New York; ist ja noch schicker. Vor allem eignet sich der Big Apple ideal für das Ach-was-sind-wirdoch-locker-und-frei-von-jeglichen-Vorurteil-



Man wird fast neidisch: «2 Days in New York».

len-Fluidum, das Delpy mit penetranter Exaltiertheit versprüht. Wie ungezwungen es in dieser zauberhaft temperamentvollen, herrlich unaufgeräumten Wohnung von Delpy und ihrem neuen Lover zugeht! Man wird fast neidisch, wie bei den Designerwohnungen aus glasierten Hollywood-Romanzen. Mit der Verwandtschaft aus Paris lässt sich putzig necken: französische Lebensfreude, amerikanischer Puritanismus! Aber letztlich ist alles Friede, Freude, Eierkuchen. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Ist es nicht eine bedenkliche Entwicklung, dass in Schweizer Kinos immer mehr deutsch synchronisierte Filmversionen zu sehen sind? C.J., Amriswil



Es ist, genau besehen, sogar katastrophal! Als ich als Filmkritiker in München begann, wurde ich für bestimmte Filme extra nach Zürich geschickt, um sie im Original sehen zu können! Man beneidete die Schweiz um diesen Vorzug, und mit den Finanzen war es auch noch nicht so schlimm. Filmkultur

wurde noch geschätzt. Heute wird nur noch gespart – und an der Kultur besonders, und beim Film sowieso. Vor diesem Hintergrund sind eben synchronisierte Versionen aus Deutschland einfach kostengünstiger fürs Gewerbe; und dieses wiederum behauptet, dem jugendlichen Publikum sei das Lesen von Untertiteln zu mühsam. Eine groteske Begründung angesichts der Frühenglisch- und Frühfranzösisch-Initiativen und des gestörten Verhältnisses zum Hochdeutschen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Aufstand der Intersexuellen

Von Rico Bandle

Der Wiedereinstieg des Schweizer Fernsehens verlief harzig. Bei der ersten Eigenproduktion mit Kommissar Flückiger musste nach der Abnahme eine Szene nachgedreht werden, da sich die SF-Verantwortlichen wegen einer klischierten SVP-Figur vor der Reaktion der grössten Schweizer Partei fürchteten. Zudem gab es Probleme mit der Synchronisierung ins Hochdeutsche und Kritik wegen einer US-Darstellerin, die zu sexy für einen Schweizer Film sei.

Beim zweiten Versuch, der am Pfingstmontag ausgestrahlt wird, wollte man solche Fehler um jeden Preis verhindern. Die Furcht, vom ARD-Gremium, das über die internationale Ausstrahlung entscheidet, einen negativen Entscheid zu erhalten, ist bei dem Film in jeder Minute spürbar. «Skalpell» ist höchst konventionell aufgebaut, mit einem frühen Mord, einem falschen Hauptverdächtigen und einem dramatischen Ende. Zudem dreht sich der Krimi um ein soziales Thema, das alle Kriterien der politischen Korrektheit erfüllt: intersexuelle Kinder, einst Zwitter genannt.

Der leitende Arzt einer Luzerner Kinderklinik wird im Wald mit einem Skalpell im Hals tot aufgefunden. Alles deutet darauf hin, dass der deutsche Stellvertreter des Arztes den Mord begangen hat. Ein ehrgeiziger Deutscher, der seinen Schweizer Chef ermordet? Das geht angesichts der schwellenden Deutschen-Debatte in der Schweiz natürlich nicht.

Hinter dem Mord steht ein anderes Motiv: Der Arzt hatte Dutzenden von intersexuellen Kindern operativ ein Geschlecht zugeordnet, viele von ihnen haben später Selbstmord begangen. Das Schicksal der Intersexuellen wird ausgiebig, geradezu penetrant ausgeleuchtet, als handle es sich um einen Aufklärungsfilm der Intersexuellen-Vereinigung.

Dieser «Tatort» ist so durchschnittlich wie sein Kommissar Reto Flückiger (Stefan Gubser). Schlagkraft beweist dafür die neue, schwächliche Kollegin Flückigers, Liz Ritschard (Delia Mayer). Während Flückiger von einigen Jungs arg zugerichtet wird, bringt sie diese mit wenigen Karatehieben zur Strecke.

Tatort «Skalpell»: Pfingstmontag, 28. Mai, 20.05 Uhr, SF1

Carl Hirschmann wird Vater

Gute Neuigkeiten von der *Jeunesse dorée*, die Freunde des Balletts treffen sich, Yoga auf der Schippe. Von *Hildegard Schwaninger*



Entdeckung des Geistigen: Jetsetter Hirschmann.

Von Carl Hirschmann, der über Nacht berühmt wurde, weil er in Zürich wegen vermutlicher sexueller Aggression gegen Frauen verhaftet wurde, hat man lange nichts gehört. Ausser dass er in London lebt und dort den Nachtclub «Baron» führen soll, was er selber aber nicht bestätigt. Jetzt gibt es News: Carl Hirschmann wird Vater.

Heisst das, dass der mehrmals vor Gericht beorderte Jetsetter jetzt zur Ruhe kommt? Nach dem Tod seines Vaters vor knapp zwei Jahren ging der Millionenerbe in sich. Der attraktive Mann, dem Affären mit Whitney Toyloy und Paris Hilton nachgesagt werden und dem sogar die *Zeit* attestierte, er sei der «berühmteste Playboy der Schweiz», entdeckte nach dem Verlust des Vaters die Spiritualität. Im Herbst 2011 wurde Hirschmann jun. vom Bezirksgericht Zürich zu 33 Monaten Freiheitsstrafe verurteilt, 14 davon unbedingt. Er legte Berufung ein und tauschte seine Anwältin Dominique von Planta gegen den Anwalt Christoph Hohler ein.

Dann flog er nach Asien, wo er das Geistige entdeckte. Zusammen mit dem Fotografen Michel Comte, dessen japanischer Frau Aya-ko, seiner Mutter Elizabeth Hirschmann und ein paar Freunden. Wurde aus dem Saulus ein Paulus? Auch Carl Hirschmann hat eine zweite Chance verdient. Zum Nachwuchs, der schon bald kommen soll, sei ihm

herzlich gratuliert. Über die Mutter des Kindes ist nichts bekannt.

Wie leicht es ist, jemanden glücklich zu machen, erfuhr man im «Zunftaus zur Waag» anlässlich des Jahrestreffens der Freunde des Zürcher Balletts, die sich neuerdings Freunde des Balletts nennen (auch das Opernhaus-Orchester heisst unter der neuen Direktion neu, nämlich: Philharmonia Zürich). Der neue Ballettdirektor Christian Spuck dankte gerührt für den liebevollen Empfang in Zürich.



Alles wird gut: Ballettdirektor Spuck.

Er sei mit seinem Lebenspartner in die neue Wohnung gekommen; neue Stadt, Schlechtewetter und alles leer, also kein Freudenfest. Fünf Minuten später habe es an der Tür

geklingelt. Geliefert wurde ein riesiger Früchtekorb von den Ballettfreunden. Da war alles wieder gut.

Yoga, das ist der Sport der schönen, durchtrainierten Frauen. Nirgends auf der Welt soll es so viele Yogastudios geben wie in Zürich. Zeit, den neomodischen Hype auf die Schippe zu nehmen. Hannes Glarner, einer der vier Söhne des früheren Zolliker Gemeindepräsidenten Hans Glarner, tut dies in seiner Theaterproduktion «True Nature». Glarner ist Vollblut-Theatermensch. Er schreibt die Stücke selbst, produziert sie, führt Regie und steht auch noch selber auf der Bühne. Ausserdem ist er Yogalehrer. Die Yoga-Persiflage «True Nature», wo ihm seine Lebenspartnerin Anna Tenta, eine hübsche blonde Yogameisterin und Schauspielerin, zur Seite steht, ist also Expertenwerk. Im Theatersaal des «Weissen Winds» in Zürich startete die Schweiz-Tournee. Sie geht weiter in der «Coalmine» in Winterthur (deshalb war Andreas Reinhart von der Volkart-Stiftung da) und dann in Bern. Hans Glarner war auch da, und ein anderer Sohn, Kaspar Glarner, der als Opernregisseur in Paris lebt, machte das Bühnenbild. An der Premiere sah man auch Buchautor und Sek-



Yoga-Persiflage: Schauspielerin Tenta.

tenspezialist Hugo Stamm, der alles, was mit Spiritualität zu tun hat, kritisch beäugt. Am Premierenempfang gab es Biochampagner, Fruchtsäfte von Traktor und indische Vegikrapfen. Gelacht wurde viel, und das Publikum musste zum Teil mitturnen.

Die in Küsnacht lebende, von der englischen Queen geadelte Opernsängerin Dame Gwyneth Jones hat ihren siebzigsten Geburtstag hinter sich (ihr Ehemann, der Dirigent Adrian Müller, ist etwa dreissig Jahre jünger), ist aber nach wie vor ein Bühnenstar. Zurzeit singt die Waliserin, durch ihre erste Heirat mit dem Geschäftsmann Till Haberfeld Schweizerin, an der Wiener Staatsoper in «Salome» von Richard Strauss die Herodias.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Meine Oase

Unser Kolumnist fährt nach Deutschland, wo ihm recht viel auf die Nerven geht. In Zürich entdeckt er ein neues Restaurant.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in München. Nicht wegen eines Anlasses, sondern weil ich ein Kundenmagazin herstellte im Büro von und mit **Mirko Borsche**, einem Kreativdirektor, sowie Mitarbeitern (man kann von mir Zeitschriften bekommen als Unternehmenschef, falls man wohlmeinend und, vor allem, von der Aufmachung her gefallend kommunizieren will; Borsche ist Gewinner zahlreicher Lead Awards für von ihm gestaltete Magazine). Bevor ich, wie man es von MvH erwartet, Empfehlungen für Hotels und Restaurants abgebe, eine allgemeine Beobachtung aus Deutschlands drittgrösster Stadt.

München hat nicht mehr viele Einträge im internationalen gesellschaftlichen Kalender, wie man weiss, wenn man diese Spalte mit Regelmässigkeit liest (weil man darüber wenig liest). Wenn etwas los ist in Deutschland, dann mehrheitlich in Berlin. Das meine ich nicht als strenges Urteil, ich finde, es ist gemütlich an einem Ort, der Nummer zwei (oder drei) ist (darum finde ich es auch angenehm in der Schweiz). Was einem zudem auffällt, wenn man München mit dem Bild, das man sieht in Zürich zum Beispiel, vergleicht: Es gibt zu jeder Tageszeit recht viele Leute im öffentlichen Raum, die nichts zu tun haben, ausser herumzusitzen und Bier zu trinken. Vielleicht hatte das damit zu tun, dass es vergangene Woche Tage mit Temperaturen um dreissig Grad gab. Doch vielleicht auch mit München *isn't working* (dabei waren die Münchner und Bayern so etwas wie die Deutschschweizer Deutschlands die längste Zeit).

Hotels, die MvH in München empfehlen kann: keine, im Grunde. Das war jetzt ein wenig allgemein, schon klar. Er wohnt, wenn er geschäftlich in der Stadt ist, im Hotel «Altschwabing» oder im «Jedermann». Und wenn er sich privat (also eher in einem *romantic* Zusammenhang) dort aufhält, im «Cortiina». Doch die Geschichte ist die: Das «Altschwabing» ist fast immer voll, ausser man will ein Zimmer, wenn keiner eines will, respektive bucht Monate im Voraus (wer kann das in unserer recht schnellen Zeit und Branche?). Das «Jedermann» ist in Ordnung zum Normalpreis (um 90 Euro für eine Person/Nacht im Doppelzimmer [Frühstück inklusive]), die Preise aber schwanken fast wie in Las Vegas – vergangene Woche zum Beispiel fand die «IFAT Entsorga» (Weltleitmesse für Wasser-, Abwasser-, Abfall- und Rohstoffwirtschaft; Eigenreklame) statt, und ein Zimmer kostete 210 Euro. Ich meine, Ihr Kolumnist ist für Marktwirtschaft und so, aber 133 Prozent mehr zahlen für die gleiche Klitsche ist irgendwie hart, findet er (plus «IFAT Entsorga»-Besucher sind nicht sexy zum Ansehen, so sieht es aus).

Noch schlechter, nebenbei, wäre ein München-Aufenthalt diese Woche gewesen: Wegen des Champions-League-Finals vom kommenden Samstag kostet etwa ein Doppelzimmer in einem Zweisterne-Haus, habe ich in der *Bild* gelesen, statt € 67,50 € 999.–. Man wünschte es den Münchnern fast, wenn es nicht ein wenig unfair wäre (und man den Chelsea Football Club nicht noch weniger mögen würde), dass es ihrem Verein gleich gehen wird, wie es vergangenen Samstag gegen Borussia Dortmund im deutschen Cupfinale ging (Borussia: 5, Bayern: 2). So gesehen ist das «Cortiina» die bessere Wahl – ich finde es *year-round* zu teuer (Doppelzimmer ab zirka 250 Euro), doch die Zimmer (und Gäste) sehen okay aus. Was ich empfehlen kann: Restaurantbesuche. Zum Beispiel in der «Königsquelle» (Baaderplatz, Wiener Schnitzel nehmen) oder, bei schönem Wetter, in «Cihans Lokal» (Nähe Roecklplatz, draussen sitzen).

Die gute Nachricht aus Zürich: MvH hat die Wirtschaft «Degenried» («die Oase mitten im Wald», Eigenreklame) entdeckt. Sie liegt in dem Wald beim Adlisberg zwischen, grob, Dolder und Witikon oder, mit anderen Worten, zehn Minuten zu Fuss von dort, wo Ihr Kolumnist wohnt (er würde dafür auch, ehrlich, weiter gehen). Das «Degenried» befindet sich in einem Holzhaus im nordischen Stil mit grosser Terrasse und ist ein Lokal, wie man es sucht: eingerichtet im, sagen wir, Schweizer Stil, aber zeitgemäss. Und das Essen ist ebenso; ich empfehle Kalbsleber sowie Cremeschnitte, hausgemacht, danach. Ein Restaurant in der eigenen Stadt zu entdecken, das es schon lange gibt, macht Freude. Ein Restaurant neben seinem Zuhause zu entdecken, ist wie ein Geschenk von einem Unbekannten zu bekommen (an Auffahrt offen ab 11.30 Uhr).

Gesellschaft

Mutter genug

Von Beatrice Schlag — Ein Bild löst Verstörung aus. Nach dem Grund dafür fragt niemand.

Zum Muttertag dachte sich das US-Magazin *Time* letzte Woche eine Titelzeile aus, die jeder Frau mit Kindern auf den Magen schlagen musste: «Sind Sie Mutter genug?» Das Titelbild zeigt eine hübsche junge Frau in engen schwarzen Jeans,



Ballerinas und einem schwarzen, ärmellosen T-Shirt, die selbstsicher und ohne Lächeln in die Kamera sieht. Vor ihr steht, auf einem kleinen Stuhl, ihr dreijähriger Sohn, ebenfalls mit Blick ins Objektiv. Der Hingucker ist, dass er dabei an ihrer freigelegten linken Brust saugt.

Dass das Cover in jeder Talkshow und jeder Zeitung aufgeregt diskutiert wurde, ist kein Beweis für amerikanische Prüderie. Es wäre in Europa genauso. Und zwar deswegen, weil in den USA genauso wenige Mütter ihre Kinder über das Säuglingsalter hinaus stillen wie bei uns. Ob längeres Stillen ein Segen wäre oder eher Kinderbelästigung, ist eine Luxusfrage, die sich die meisten Mütter gar nicht leisten können. Sie müssen Geld verdienen. Deswegen ist ein Kind, das bereits ein Handy bespielen kann, aber bei Hunger noch immer auf Mutters Brust zugeht und im Stehen nuckelt, ein verstörendes Bild.

Aber darüber wurde kaum geredet. Weil man nicht weiss, warum das Foto einer weithin bekleideten, stillenden Mutter mit ihrem dreijährigen Sohn einen verstört. Weil man den sofortigen Eindruck, etwas daran sei elend obszön, nicht in kluge Argumente fassen kann. Weil es nicht irgendwo im Internet zu besichtigen ist, sondern auf dem Cover eines renommierten Polit-Magazins, das in jedem Kiosk aufliegt. Weil die Frage «Sind Sie Mutter genug?» jede Mutter da packt, wo sie am leichtesten zu erwischen ist: bei ihrem schlechten Gewissen.

Die *Los Angeles Times* sagt, das Magazin hätte auf dem Titel genauso gut fragen können: «Wer sagt, Printmagazine seien tot?» Der Wirbel, der um eine Geschichte entstand, die in Wahrheit kaum jemanden beschäftigt, ist in der Tat ein Phänomen, das in einem anderen Medium nicht denkbar ist: Tischgespräch ohne Anlass, ohne News, ausgelöst durch ein Foto, von dem niemand sagen mag, warum er es nicht aus dem Kopf bringt.

Das Bettgeheimnis

Wir Schweizer sind schlecht im Bett. Das sagt ein deutsches Marktforschungsinstitut. Jetzt aber mal halblang. *Von Dominique Feusi*



Wie im Selbstbedienungsrestaurant: Null Service, harte Arbeit.

Wer den Imageschaden hat, muss für den Spott nicht sorgen. Und nun auch das noch: Das Hamburger Marktforschungsinstitut Trend Research hat für ein Dating-Portal nachgeforscht und 5670 europäische und brasilianische Teilnehmer im Alter zwischen 18 und 50 Jahren zu ihrem Sexualleben und ihren Vorlieben befragt. Halten Sie sich fest: Wir sind schlecht im Bett! Oder besser gesagt: Man hält uns für schlecht im Bett. Denn das, sehr geehrte 5670 europäische und brasilianische Teilnehmer im Alter zwischen 18 und 50 Jahren, ist ein himmelweiter Unterschied.

Die besten Liebhaber und Liebhaberinnen? Einmal mehr heisst es: *Switzerland, zero points*. Gerade mal vier Prozent der Befragten konnten sich für uns erwärmen. Das bedeutet: beschämender letzter Platz. Ja, er brennt, der Schmerz der Zurückweisung. Andererseits sollte man es gerade bei einer Sexstudie sportlich nehmen: Dabei sein ist alles!

Mal ehrlich, die Abstrafung erinnert stark an die Dramen aus Kindertagen: Früher wurden die Streber im Turnunterricht zuletzt in die Mannschaft gewählt, und nun will also niemand mit uns ins Bett. Das haben wir jetzt davon.

Der erste Platz? Hallo, es haben auch Brasilianer mitgemacht! Erstaunt es jemanden, dass ein Viertel der Befragten die Lateinamerikaner für die besten Liebhaber hält? Hätten uns 99 Prozent erstaunt? Bei den besten Liebhaberinnen

machen die Italienerinnen mit ebenfalls 25 Prozent das Rennen. Und nun Hand aufs Herz oder wo es eben gerade am meisten pocht: Hätten Sie für eine Nacht die Wahl zwischen, sagen wir es in der Sprache der Musik, zwischen «Samba de Janeiro», «La donna è mobile» und DJ Bobo? Na, da haben wir's doch.

Denn das Problem sind nicht unsere Fähigkeiten in der Horizontalen, das Problem sind unsere Fähigkeiten in Sachen Selbstinszenierung. Besser gesagt: unsere Unfähigkeit. Nein, wir können da nix für, das ist wie bei den Asiaten, die keinen Alkohol vertragen, weil ihnen dieses wichtige Enzym zum Alkoholabbau fehlt. Uns Schweizern fehlt das Show-Gen. Und zwar komplett.

Wir können ja wirklich viel, aber aus nichts eine Show machen, das können wir nicht. Nicht mal aus viel eine Show machen können wir: Zappen Sie mal 30 Sekunden wie wild durch alle Kanäle, dann drücken Sie auf Ihrer Fernbedienung die 1, dort, wo bei einem richtigen Schweizer das Schweizer Fernsehen wohnt, *et voilà*. Sogar die Österreicher *san fescher*. Und mehr Schmah haben sie ohnehin.

Der Schweizer inszeniert sich nicht gerne. Nicht im Grossen, nicht im Kleinen. Er fällt nicht gerne auf. Nicht durch extravagante Mode, nicht durch grosse Gesten, nicht durch offensiven Charme. Und schon gar nicht wie die Deutschen durch lautes Reden im Restaurant! Alles,

was laut und grell und auffällig ist, ist uns suspekt. Und da fragen wir uns noch, weshalb niemand mit uns schlafen will?

Selbstinszenierung hat natürlich damit zu tun, sich selbst an das Publikum, die Frau, den Mann zu bringen. Und ganz ehrlich, tief in seinem Innern ist das dem Schweizer einfach zu blöd. Dazu fühlen wir uns ein bisschen zu gut. Da werden wir bockig. Und genau so flirtet wir. Wir sind bockig.

Die Frauen denken: Der will ja was von mir, soll der doch rüberkommen! Richtig, bei den Brasilianern, Franzosen, Italienern, Spaniern: Bei fast allen geht diese Taktik voll auf.

Nur nicht bei den Schweizern. Nein, wie der Zufall so will, denkt der Schweizer Mann genau gleich. Nur eben umgekehrt. Plus: Ha, das habt ihr jetzt von der Emanzipation!

Das Resultat ist dann für beide Parteien nicht sonderlich euphorisierend. Etwa so, wie wenn man sich ein Spiel der Schweizer Nati ansieht: Keiner tut was, alle stehen in der Defensive rum, und am Schluss hat man verloren, geht nach Hause und gibt allen anderen die Schuld. Spass geht anders.

Über Sex reden wird nicht gerne

Sehen wir den Tatsachen ins Auge: Ein Flirt mit einem Schweizer Mann ist harte Arbeit. Das ist wie im Selbstbedienungsrestaurant: null Service. Wenn man einen will, muss man sich einen holen. Oder ihm zumindest 95 Prozent der Strecke entgegenkommen. Sonst passiert nur eins: absolut überhaupt rein gar nichts.

Nein, Flirt-Weltmeister werden die Schweizer nie. Fussball-Weltmeister übrigens auch nicht, aber, pssst!, sagen Sie das nicht Ihrem Mann. Apropos: Sie haben sich da aber ein schönes Exemplar geholt, Kompliment!

Nun gut, was soll man tun, hierzulande liegt eben nicht Liebe, sondern Arbeit in der Luft. Es darf uns daher nicht erstaunen, dass 5670 europäische und brasilianische Befragte uns für schlecht im Bett halten. Aber das sind ja keine empirischen Werte. Das ist das schlechte Image. Und das kommt vom schlechten Flirten. Oder haben sich etwa 5670 europäische und brasilianische Befragte durch sämtliche Nationen geschlafen? Eben.

Und das Wichtigste zum Schluss: Denken wir mal an die 4 Prozent, die 4 Prozent, die uns für die besten Liebhaber halten! Hey, das sind immerhin fast 227 Personen! 227 Personen, die bei «beste Liebhaber» spontan «Schweiz!» denken? Also bitteschön, das klingt nun wiederum ganz stark nach 227 authentischen Erfahrungswerten. Richtig, denn wenn wir dann mal loslegen, dann bekanntlich auf höchster Qualitätsstufe.

Aber darauf können wir hier leider nicht weiter eingehen, denn das Bettgeheimnis bleibt unantastbar. Dazu nur so viel: Mit dem Sex haben es die Schweizer wie mit dem Geld. Wir reden nicht so gerne darüber. Wir haben. ○

Maskulin = Stahl+Platin

Von Jürg Zbinden

1 — Die Fliegeruhr «Mark XVII» (Ref. 3265) von IWC Schaffhausen entspricht in Form und Funktion konsequent dem Ideal klassischer Fliegeruhren. Das Zifferblatt ist wie bei Bordinstrumenten schwarz mit weissen Indizes und auf das Wesentliche reduziert, die Ablesbarkeit hat oberste Priorität. Mit mechanischem Uhrwerk. Empfohlener Verkaufspreis: Fr. 6000.-. Im Fachhandel.



1

2 — Die edelstählerne «Marine 5817» (VP: Fr. 15 100.-) mit Kautschukband versieht ihren Dienst in der Tradition der Chronometer, die A.-L. Breguet seit 1815 für die königliche Marine produziert hat. Uhrwerk mit Automatikaufzug. Handguillochiertes, versilbertes Zifferblatt aus 18 Karat Gold. Stundenring mit römischen Breguet-Ziffern und Leucht-Minutenmarkern. Grossdatum bei sechs Uhr. Facettierte Breguet-Zeiger mit Leuchtmasse in der Spitze aus Gold, blau bedampft. Handguillochierter Gehäuseboden mit Saphirglas. 65 Stunden Gangreserve. Wasserdicht bis zu einem Druck von 10 bar (100 Meter). Auch mit Edelstahlarmband oder als Gelbgoldversion mit Gold- oder Lederarmband erhältlich. Von A. Türlér, Uhren & Juwelen, Bahnhofstr. 28, Paradeplatz, Zürich.



2

3 — Die «Meridian – Dual Time» von H. Moser in kostbarem Platin hat einen Gehäusedurchmesser von 40,8 Millimeter, ein Automatikwerk mit drei Tagen Gangreserve. Funktionen: zweite Zeitzone, AM/PM-Anzeige, Double-Pull-Crown-Mechanismus, patentierter Mechanismus für die sichere Einstellung der Kronenposition, Sekundenstopp. Fr. 42 000.-. Info: www.h-moser.com.



3

4 — Als gelungene Mischung aus Robustheit und Leichtigkeit ist die neue «Overseas Dual Time Automatik» aus Stahl und Titan ein idealer Begleiter für reisefreudige Liebhaber wahrer Uhrmacherskunst. Angetrieben wird sie vom Automatikkaliber 1222 mit zweiter Zeitzone. Als äusserst leichtes, korrosions- und temperaturbeständiges Metall wurde Titan zunächst in der Luft- und Raumfahrtindustrie, in der chemischen Industrie und in der Medizintechnik verwendet. Inzwischen findet es auch in der Uhrenindustrie Verwendung, wo es aufgrund der zeitgemässen Erscheinung, der markanten Ästhetik und vor allem wegen des geringen Gewichts geschätzt wird. Preis auf Anfrage. Info unter www.vacheron-constantin.com.



4

Black Power

Von Peter Rüedi



Beim Wein ist derzeit kein Begriff inflationärer als der des «Terroirs». Alle beschwören wie Faust den Erdgeist, und fast alle müssen am Ende wie der zur Kenntnis nehmen: «Du gleichst dem Geist, den du begreifst. / Nicht mir.» Der in diesen Kolumnen dilettierende Zauberlehrling inbegriffen. Bei «Terroir», dieser önologischen Unschärfe, schwankt alles ins Ungewisse, ist Unterschiedlichstes gemeint: keineswegs nur die geologischen oder pedologischen Grund-Lagen, sondern Makro- und Mikroklima, Hydrologie, ja selbst Traditionen der Weinbereitung. Ich glaube ja (mit Ausnahmen) auch den wenigsten Degustatoren, die von der «Mineralik» der Weine schwärmen. Auch mir rutscht der Modebegriff zu oft ins Vokabular. Und doch ist beides mehr als Mode, nämlich die Beschwörung einer lokalen Verwurzelung des Rebbaus; eine verbale Notwehr gegen das *anything goes anywhere* globaler Trends.

So soll hier wieder einmal eine Fanfare erschallen für ein besonderes Terroir. Eine Nische, über welche sich die Herren von Bordeaux und ihre *snobby* Kundschaft unlängst noch schiefachten (und die Erstere doch für Verschnitte gern nutzten, anno dazumal). Ich meine Cahors, die kleine Appellation am grünen Lot im südwestlichen Aquitanien, im Mittelalter und noch im vorletzten Jahrhundert hoch geschätzt. Dass der «Black Wine» von Jean-Luc Baldès so heisst, ist also kein neomodischer Anglizismus. Es bezeichnet eine Methode der Konzentration durch Verdampfung, die, verfeinert und weiterentwickelt, nach dem schier unaufhaltsamen Niedergang der Zone neue Aktualität gewonnen hat (als Appellation existiert Cahors seit 1971!). Nichts für empfindsame Seelen: ein schwarz-violettes Muskelpaket mit happigen Tanninen, explodierenden Aromen zwischen getrockneten Feigen, dunklen Beeren, Mocca- und Tabaknoten und ungefähr allen vorstellbaren Gewürzen. Abgesehen von Argentinien ist Cahors der letzte Nationalpark der Malbec (sie heisst hier Côt oder, wer weiss warum, Auxerrois). Ein schwarzer Schluck genügt, um erschrocken und dankbar festzustellen: Das hätten wir um ein Haar verloren...

Clos Triguédina (Jean-Luc Baldès): The New Black Wine Cahors 2008. 14,5%. Gerstl. Fr. 55.–. www.gerstl.ch

Der Franzose Holland

Von Andreas Thiel — Dass Politiker lügen, weiss man nicht erst seit Erfindung des Buchdrucks. Was aber Worte alles sagen, wenn man nicht aufpasst, was man schreibt, ist den wenigsten bewusst.

Hollande: Guten Tag, bin ich hier richtig zum Interview?

Thiel: Wie ist Ihr Name?

Hollande: François Hollande.

Thiel: Dacht ich's mir. Politiker lügen schon bei der einfachsten Frage.

Hollande: Wieso?

Thiel: Sie behaupten, Sie seien der Franzose Holland. Das ist doch absurd.

Hollande: Aber das ist nur mein Name.

Thiel: Genau. Und Namen lügen eigentlich immer. Oder denken Sie, Hermann Hesse war Hesse?

Hollande: War er das nicht?

Thiel: Mitnichten. Der war Schwabe. Und Gustav Mahler war auch nicht Maler, sondern Musiker.

Hollande: Tatsächlich ...

Thiel: Selbst Albert Schweitzer war nicht Schweizer, sondern Elsässer.

Hollande: Ach?

Thiel: Ist Ueli Maurer vielleicht Maurer? Und Horst Köhler war auch nie Köhler und schon gar nicht auf einem Horst. Worte lügen wie gedruckt.

Hollande: Ohne Ausnahme?

Thiel: Na ja, über Simonetta Sommaruga habe ich lange nachgedacht und bin zum Schluss gekommen, dass das nun wirklich

nichts bedeutet, was ja dann eigentlich auch mit ihrer Funktion übereinstimmt.

Hollande: Ich habe meinen Wahlkampf ja auch nur mit Worten gewonnen.

Thiel: Eben.

Hollande: Aber man kann doch mit Worten auch die Wahrheit sagen.

Thiel: Ach was. Mit Worten die Wahrheit beschreiben zu wollen, kommt ungefähr dem Versuch gleich, Dominique Strauss-Kahn zum Leiter eines Mädcheninternats zu machen.

Hollande: Wie meinen Sie das?

Thiel: Nehmen Sie das Wort «Gewinnwarnung». Das sagt man immer dann, wenn ein Verlust ansteht. Oder denken Sie, «Austerität» hat irgendetwas mit Auster zu tun?

Hollande: Ach, Sie schwatzen hier ja den Teufel katholisch.

Thiel: Wieso? Ist er das nicht schon?

Hollande: Dann wäre es Ihrer Meinung nach also besser, man würde gar keine Worte mehr brauchen?

Thiel: Weniger würden genügen. Es gibt Sätze, die lassen sich nur mit Worten sagen.

Hollande: Zum Beispiel?

Thiel: Stellen Sie sich vor, eine Frau kommt nach Hause und sagt zu ihrem Mann: «Fällt dir etwas an mir auf?», worauf er fragt: «Hast du eine neue Brille?», und sie antwortet: «Wieso? Ich habe doch gar keine Brille.» Dann fragt er sie noch, ob sie eine neue Frisur habe oder eine neue Bluse, was die Frau aber ebenfalls verneint. Der Mann errät es nicht und bittet sie, ihm zu verraten, was anders sei an ihr, worauf sie sagt: «Ich bin arbeitslos.»

Hollande: So, wie Sie das sagen, scheinen Sie recht zu haben. Sie reden aber auch deutsch. Ich hingegen rede französisch.

Thiel: Also mir kommt das spanisch vor.

Hollande: Wie meinen Sie das?

Thiel: Wenn Sie französisch reden, verstehe ich nur Bahnhof. Und ich bin sicher, nicht einmal das stimmt.

Hollande: Jetzt machen Sie aber mal einen Punkt.

Thiel: .

Hollande: Das habe ich doch nicht wörtlich gemeint.

Thiel: Dann haben Sie also schon wieder gelogen?

Hollande: Jetzt beisst sich aber die Katze in den Sack.

Thiel: Ich verkaufe doch keinen vergrabenen Hund!

Hollande: Aber Sie verbraten den

nach der Wurst geworfenen Schinken.

Thiel: Jetzt hören Sie mal auf, Redewendungen zu verwursten.

Hollande: Wieso? Nur durch Reden habe ich die politische Wende herbeigeführt.

Thiel: Aber dass mit den Worten etwas nicht stimmt, sieht man doch schon, wenn man schaut, von welcher Bevölkerungsgruppe sie am meisten verwendet werden.

Hollande: Von wem?

Thiel: Von den Frauen.

Hollande: Also meine Gattin lügt nicht.

Thiel: Doch, sie behauptet, die Präsidentengattin von Holland zu sein.

Hollande: Aber das sind doch nur Worte.

Thiel: Eben.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Auto

Kleine, sympathische Kiste

Die Mercedes-B-Klasse ist zwar nicht besonders aufregend, aber ein sehr gut gemachter Kompaktwagen. *Von David Schnapp*

Die Mercedes-Benz-B-Klasse ist ein Kompaktvan des deutschen Automobilherstellers Mercedes-Benz.» So steht es im Online-Lexikon Wikipedia, und es mag einige geben, denen das schon genug Information ist. Denn die B-Klasse ist nicht das aufregendste Auto, das Mercedes herstellt. Es ist auch nicht das schönste. Aber man sollte sich nicht täuschen, 700 000 Kunden haben seit 2005 ein solches Modell gekauft, und der Wagen zeigt recht eindrücklich, was man von einer Marke erwarten kann, wenn man sie ohne Marketing-Gugus auf ihren Kern reduziert: gutgemachte

Autos herzustellen, die technologisch auf dem neuesten Stand sind.

In Deutschland wird die B-Klasse gerne «Rentner-Benz» genannt, trotzdem war mir der Wagen auf Anhieb sympathisch. Wer Autofronten als Gesichter sieht, schaut in ein freundliches Antlitz, die LED-Scheinwerfer blicken lustig in die Welt. Die einzige Design-Spielerei sind zwei Blechsicken an den Seiten, die etwas an den Mazda 5 erinnern und dem Auto eine abgewägte Dosis Verwegenheit geben. Das Auto wurde flacher und länger und sieht auch deswegen besser aus als die Vorgängerversion. Wenn man einsteigt, blickt man auf ein erstaunlich hochwertiges Cockpit mit sauber verarbeitetem Leder und den Holzleisten. Das sieht so gar nicht nach Kompaktklasse aus. Knöpfe und Schalter kommen Mercedes-Kennern bekannt vor, man findet sie auch in deutlich teureren Modellen der Marke.

Sicher ist sicher

Testautos sind meist sehr gut ausgerüstet, auch dieses Modell war mit ziemlich allem bestückt, was die Zubehörliste hergibt. So wird

aus dem Grundpreis von recht vernünftigen 35 648 Franken ein Endpreis von stolzen 54 315 Franken. Mercedes nennt es «Demokratisierung der Sicherheit» und bietet vom Fernlicht-Assistenten über den Totwinkel-Assistenten bis zum Kollisions-Assistenten («Weltneuheit im Kompaktsegment») eine umfangreiche Sicherheitsausstattung an.

Bei der Sicherheitsausstattung ist es gut, wenn man von ihr gar nichts mitbekommt. Vielmehr interessiert einen als Fahrgast in der B-Klasse, ob es genügend Platz hat (ja), ob es bequem ist (ja) und ob man auch etwas Gepäck mitnehmen kann (ja, aber allzu viel sollte es nicht sein). Als Fahrer interessiert einen auch noch der Motor, der mit seinen 1,6 Liter Hubraum, 156 PS und 250 Nm Drehmoment überraschend spritzig wirkt und mit der Sechsgang-Handschaltung erstaunlich sportlich gefahren werden kann. Der serienmässig mit Start-Stopp-Automatik ausgerüstete Antrieb verbraucht dabei bescheidene 6,5 Liter im Test. Zur gesteigerten Dynamik des Sports Tourer trägt das neue Fahrwerk bei, nur die elektromechanische Lenkung ist nicht ganz so sportlich, dafür aber effizienter.

Fazit: Die neue B-Klasse sorgt für Zufriedenheit. Sie ist sehr gut gemacht, trotz kompakten Massen geräumig, und weil sie nicht mehr sein will als «gut gemacht», gehört sie zu den Autos, die einen entspannen, wenn man sie fährt.

Mercedes B Blue Efficiency Sports Tourer

Leistung: 156 PS, Hubraum: 1595 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h

Preis: Fr. 35 648.–

Testwagen: Fr. 54 315.–



Zwei Volltreffer

Boutique-Besitzerin Despina Agapitos, 29, und Profi-Fussballer Mladen Petric, 31, feiern die hölzerne Hochzeit. Auch anderes sorgt für süsse Träume.

Despina: Wir haben im selben Zürcher Klub Neujahr gefeiert, als wir einander durch einen gemeinsamen Freund vorgestellt wurden. Mladen liess mich wissen, dass der 1. Januar auch sein Geburtstag sei, und fragte wegen eines entsprechenden Küsschens an. Ich fand seine Augen wunderschön und ausdrucksstark und dachte: «Wow!»

Mladen: Sie lehnte meinen Wunsch allerdings rundweg ab, blieb kühl und etwas abweisend. Das hat mich gereizt. An einem typischen Fussballprofi-Girl war ich sowieso nicht interessiert. Mich muss der Mensch hinter dem hübschen Äusseren interessieren.

Despina: Die anderen warnten mich vor einem Fussballer, man hört ja so einiges. Aber Mladen, der Stürmer, blieb hartnäckig, und so entdeckte ich bald eine starke Persönlichkeit. Heute ist er der ruhende Fels in der Brandung. Dass er ein Starfussballer ist, merkt man ihm im Alltag nicht an, er hat keinerlei Allüren, höchstens Stil: Als er mir das Tuch, mit dem er zuvor meine Augen verbunden hatte, wieder abnahm, stand ich in einem Juweliengeschäft, das er für diesen Anlass nur für uns reserviert hatte. Um mich herum war ein Meer aus Rosen. Ich durfte mir den Verlobungsring selbst aussuchen.

Mladen: Despina ist ehrgeizig und fokussiert auf ihre Ziele. Sie ist sozusagen *the brain* der Familie, gleichzeitig schafft sie es, eine tolle Ehefrau und Mutter für unsere Tochter zu sein.

Despina: Weil Mladen beim Hamburger SV spielt, leben wir in Deutschland. Der Schweiz blieben wir jedoch immer verbunden, und natürlich haben wir hier geheiratet. Es war eine grosse und wunderschöne Hochzeit. Multikulturell: kroatisch-schweizerisch-griechisch. Wie in meinem Heimatland Griechenland üblich, wurde – als gutes Zeichen für die Zukunft – stapelweise Geschirr zertrümmert. Unseren Temperamenten entsprechend, spielten auch die beiden Elemente Feuer und Wasser eine Rolle.

Mladen: Das ist bald fünf Jahre her, und im September feiern wir hölzerne Hochzeit. In einer guten Beziehung unterstützt man die Träume des anderen, läuft vor Problemen nicht davon und versucht mit allen Mitteln, nicht in



«Die anderen warnten mich vor einem Fussballer»: Ehepaar Petric-Agapitos.

eine allzu grosse Routine zu verfallen. So lautet unser Rezept für eine dauerhafte Liebe.

Despina: Am Anfang verstand ich nichts von Fussball, wie die meisten Frauen, das hat sich aber geändert. Obwohl ich so oft wie möglich im Stadion bin, wenn mein Mann spielt, ist es natürlich nicht immer möglich, weil unsere Tochter Melina noch klein ist. Wenn Mladen Sensationstore schießt und ich mir das Spiel zu Hause im Fernsehen ansehe, springe ich auf und juble laut. Die Kleine sieht mich jeweils verdutzt an. Jedes Mal wenn mein Mann punktet – und das tat er in den vergangenen Jahren natürlich unzählige Male –, macht er kurz darauf eine Bewegung mit beiden Armen. Als schieße er mit einem Bogen einen Pfeil in den Himmel. Es ist ein imaginärer Liebespfeil, den er mir und Melina zuschießt, wie ich weiss. Als er dies das erste Mal tat, heulte ich vor Glück, und noch heute wird mir warm ums Herz, denn er zeigt uns damit, dass er in diesem Moment an uns denkt: seine beiden Volltreffer.

Mladen: Wie es weitergeht? Wir sind keine grossen Planer, das ist bei meinem Beruf auch gar nicht möglich. Wir lassen es auf uns zukommen. Aber in den nächsten Jahren, das wissen wir mit Sicherheit, wollen wir in die Schweiz ziehen, um hier sesshaft zu werden. Meine Frau profiliert sich zusammen mit ihrer Freundin in Zürich bereits als Businessfrau.

Despina: In unserer Boutique gibt es alles, was auch ich mag: unkomplizierte, aber elegante Teile von jungen internationalen Designern, die man in der Schweiz noch nicht kennt, zudem Schmuck, Schuhe und Accessoires.

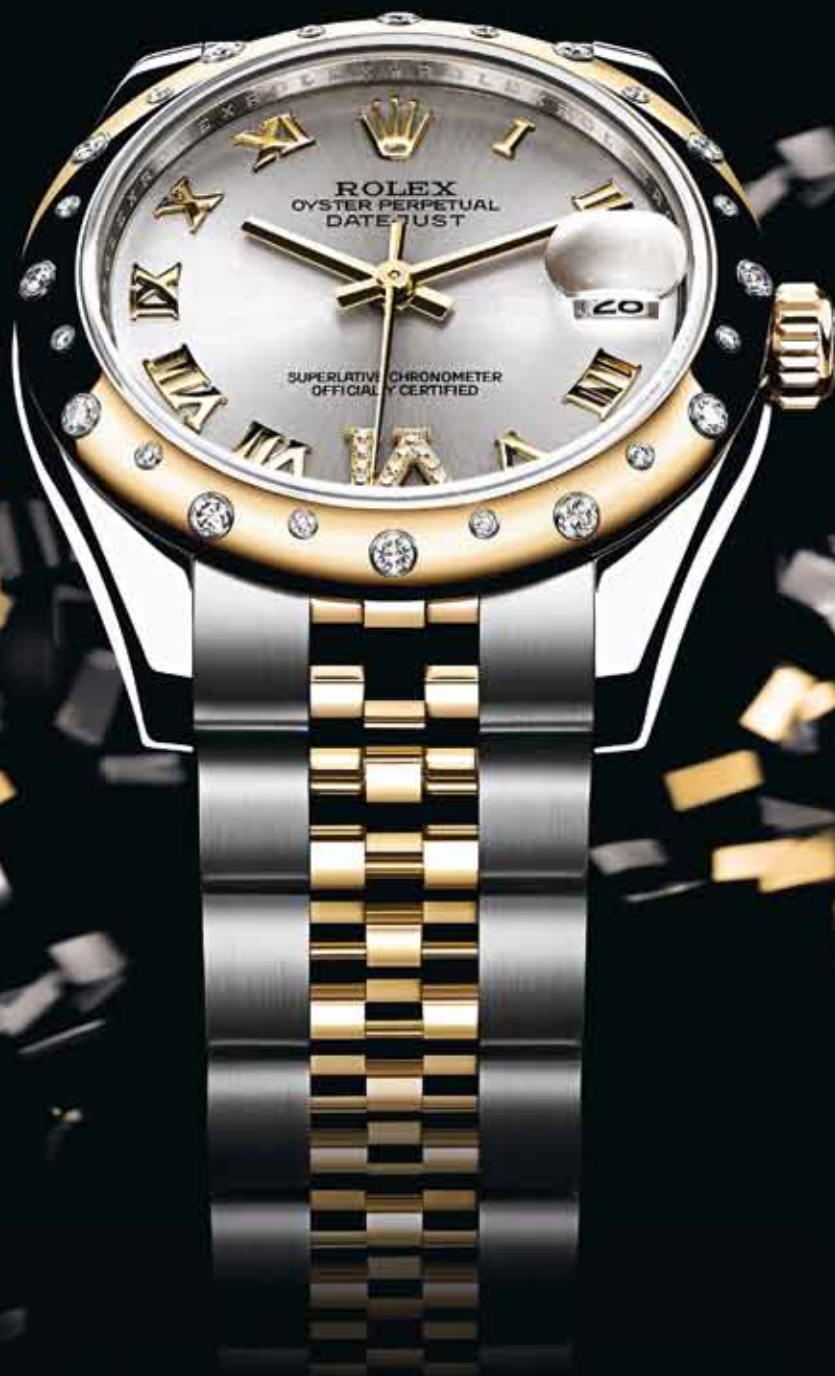
Mladen: Despina macht den Einkauf und steht an der Front, ich bin im Hintergrund tätig und eigentlich der Boss des Unternehmens.

Despina: Mit diesem Gedanken lasse ich ihn gerne einschlafen: damit er süsse Träume hat.

www.deca-fashion.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

LIVE FOR GREATNESS

— DIE DATEJUST LADY 31 —



BUCHERER

1888

bucherer.com



ROLEX